

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

125

*Sommer
2022
Euro 9,90*

Wem gehört Saarbrücken?

Breite Straße
neues Leben in Malstatt

Denkmalschutz
altes Kloster – neuer Streit

Commune – soziokulturelles Zentrum
für Saarbrücken

Galerie – Vera Loos



Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Redaktion:

Bernhard Dahm, Klaus Gietinger, Sadija Kavgić (v.i.S.d.P.), Dietmar Schmitz,
Wilfried Voigt, Laura Weidig.

Redaktionsadresse:

Saarbrücker Hefte
Hohe Wacht 21
66119 Saarbrücken
E-Mail: info@saarbrueckerhefte.de

Internet:

www.saarbrueckerhefte.de

Verlag:

Blattlaus Verlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken
Telefon: (0681) 37 21 75, E-Mail: druck@blattlausverlag.de
www.blattlausverlag.de | www.blattlaus.org

Herstellung:

Blattlaus GmbH, Saarbrücken

Layout: Ruth Santos | satzpunkt.de

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 9,90

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten per E-Mail an: info@saarbrueckerhefte.de

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Isabelle Bastuck, Ingeborg Besch, Jonas Boos, Carsten Diez, Roman Eich,
Hans-Joachim Hoffmann, Sadija Kavgić, Dennis Kundrus, Uwe Loebens,
Frederik Moser, Vera Loos, Ekkehart Schmidt, Simon Ohliger, Laura Weidig.

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft* 125

Inhalt

Editorial	5	<i>Sadija Kavgić</i>
Titel	7	<i>Sadija Kavgić</i> Willkommen in Malstatt Wandel durch Einwanderung
	16	<i>Isabelle Bastuck</i> Prenzlauer Berg in Saarbrücken? Das Nauwieser Viertel im Prozess der Gentrifizierung
	19	<i>Dennis Kundrus</i> Von Bänken und Menschen Defensive Architektur in Saarbrücken
	21	<i>Carsten Diez</i> Eine kurzsichtige Radikallösung Stellungnahme des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten Saarland zum Abbau der Wartehäuschen an der Saarbahn-Haltestelle Johanneskirche
	22	<i>Laura Weidig</i> Ein neues Zentrum für Saarbrücken Pläne der Commune werden konkret
	25	<i>Jonas Boos und Frederik Moser</i> Von genossenschaftlichen Werten zum gesellschaftlichen Wandel?
Zeitgeschehen	29	<i>Sadija Kavgić</i> Neikesstraße endlich umbenannt
	30	<i>Uwe Loebens</i> Schilda in Tholey – Eine Abteikirche wird restauriert und der saarländische Denkmalschutz beschädigt
	39	<i>Laura Weidig</i> Die Ärzte werden knapp Versorgung ungewollt schwangerer Frauen
	43	»Ich habe abgetrieben« Erfahrungsbericht einer Frau
	45	<i>Simon Ohliger</i> Ein Debakel mit Ansage – Zum Ausscheiden der Linkspartei aus dem Saarländischen Landtag

Geschichte	47	<i>Hans-Joachim Hoffmann</i> Karl Schwingel, der erste Chefredakteur der <i>Saarbrücker Hefte</i> , als NS-Aktivist
Lokalitäten	51	<i>Ekkehart Schmidt</i> Kaschemmen, Dorfkneipen und ein Turnerheim ... Grenzkneipenlandschaft während und nach Corona
Nachruf	59	<i>Ingeborg Besch</i> Seiji Kimoto – unvergessen
Galerie	62	<i>Vera Loos</i> Ist irgendjemand hier?
Literatur	69	<i>Roman Eich</i> Alt am Apparat
Autorinnen und Autoren	74	

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

sind Ihnen die Veränderungen der letzten Jahre in Malstatt aufgefallen? Und haben Sie schon mal daran gedacht, sich dort in der Breite Straße genauer umzusehen? Jedenfalls versprechen die neu eröffneten und alteingesessenen Geschäfte eine spannende Bummel- und Einkaufstour. Dies hat sich längst über die Grenzen des Saarlandes hinaus rumgesprochen. Das Untere Malstatt ist zu einem der beliebtesten Einkaufsziele der Großregion geworden.

Als Tausende syrische Kriegsflüchtlinge 2015 von vielen SaarländerInnen mit großer Hilfsbereitschaft empfangen und unterstützt wurden, war eine solche Entwicklung noch nicht abzusehen. Jetzt haben diese Menschen nicht nur eine sichere Zuflucht gefunden, sondern sich auch ein neues Leben aufgebaut. Der Beitrag vieler von ihnen für die Entwicklung unserer Stadt ist unübersehbar geworden. Der gute Ruf der Geschäftsleute in der Breite Straße beruht auf ihrem reichen Angebot und einem guten Service. Die Stadt sollte diese positive Entwicklung weiter unterstützen und noch mehr für die Infrastruktur, vernünftige Verkehrsplanung, Wirtschaftsförderung und individuelle Beratung im Stadtteil tun. Die Saarbrücker Hefte haben die Breite Straße besucht und mit vielen Menschen gesprochen. Daraus ist die Reportage »Willkommen in Malstatt« entstanden.

Auch in den anderen Teilen der Landeshauptstadt gibt es positive Veränderungen. Zum Beispiel die geplante Einführung von Tempo 30 in der gesamten Innenstadt oder die Ausweitung der Fußgängerzone um den St. Johanner Markt. Ärgerlich ist dagegen der Abriss der stillvollen Wartehäuschen an der Saarbahn-Haltestelle Johanneskirche. »Ob der Verlust an baukultureller Einzigartigkeit durch eine weitere Kommerzialisierung und Austauschbarkeit des Stadtbildes ausgeglichen werden kann«, bezweifelt der Bund Deutscher Architekten Saarland in seiner Stellungnahme.

Bevor die beiden Wartehäuschen allerdings eingeschmolzen werden, könnte ich mir eine weitere Verwendung für sie in der Breite Straße vorstellen, wo es an dieser Art von menschenfreundlichem Stadtmobiliar fehlt. Warum dies so ist, beschreibt unser Autor Dennis Kundrus in seinem Beitrag über die »defensive Stadtarchitektur« in Saarbrücken. Er belegt anhand einiger Beispiele, wie sich diese Architektur gegen die Menschen richtet.

Über die Gentrifizierung des Nauwieser Viertels schreibt die Autorin Isabelle Bastuck. Die Entwicklung erinnert sie an ähnliche Vorgänge im ehemals alternativen Stadtteil Prenzlauer Berg in Berlin. Dabei gibt es Alternativen zu der von privaten Interessen gesteuerten Stadtentwicklung. Das zeigt der Beitrag von Jonas Boos, der an die Organisationsform der Genossenschaft erinnert und gelungene Beispiele für gemeinwohlorientierte Projekte aufführt. Um die Selbstverwaltung geht es auch bei der Commune. Wie es dem gleichnamigen Kollektiv nach jahrelangen Bemühungen gelungen ist, ein Gebäude in der Saarbrücker Futterstraße zu erwerben, und was in dem zukünftigen soziokulturellen Zentrum geplant ist, beschreibt unsere Redakteurin Laura Weidig.

Wie kommen Frauen im Saarland zurecht, wenn sie ihre Schwangerschaft abbrechen wollen? Wer berät sie, wer führt den Eingriff aus? Was lernen die MedizinstudentInnen darüber? Antworten auf diese Fragen gibt Laura Weidig in ihrer Recherche über die Auswirkungen des Paragraphen 218 im Saarland.

Unser Autor Uwe Loebens schildert in seinem Beitrag die Konflikte um die Restaurierung der Abteikirche in Tholey. Er beschreibt die Auseinandersetzungen zwischen dem Kloster als Eigentümer der Kirche, den Interessen der privaten Sponsoren und den Anforderungen des Denkmalschutzes. Es sei ein Lehrstück, wie im Saarland ein kulturhistorisches Monument in die Zange von Selbstherrlichkeit, Ignoranz und behördlicher Ohnmacht gerät, findet der Autor.

Große Schwierigkeiten hatte der Saarbrücker-Hefte-Lokalredakteur Ekkehart Schmitt bei seiner letzten Rad-Kneipentour zu überwinden. Diese führte ihn durch den Südwesten des Saarlandes. Es war nicht leicht, geöffnete Lokale zu finden, und noch schwieriger, die Einschränkungen durch die Corona-Pandemie zu meistern. Aber am besten lesen Sie selbst, was so an der Grenzstraße Bremerhof los war und weiter in Großrosseln, Neu-Aschbach, Lauterbach, Ottenhausen, Gersweiler ...

»Ist irgendjemand hier?«, schreit Tom Hanks, nachdem er als einziger Überlebender eines Flugzeugabsturzes merkt, dass er sich auf eine unbewohnte Insel gerettet hat. Dieses Gefühl der Isolation und daraus folgenden Verzweiflung inspiriert die bildende Künstlerin Vera Loos. Ihr gehört die Galerie in diesem Heft.

In seinem neuen Buch »Verwirrende Wege« setzt sich der Historiker Hans-Joachim Hoffmann mit der politischen Geschichte der Stadt Ottweiler 1918/19 bis 1956 auseinander. Einer der führenden NS-Kulturfunktionäre in Ottweiler war Karl Schwingel. 1955 wurde er der erste Chefredakteur der Saarbrücker Hefte. Wir haben den Autor gebeten, für die LeserInnen der Saarbrücker Hefte einen Überblick über den Lebensweg des Mannes zu schreiben, der acht Jahren lang die Hefte geleitet hat.

Nach wie vor versagt die regierende Koalition aus CDU, FDP und den Grünen in Saarbrücken den Saarbrücker Heften jegliche finanzielle Unterstützung. Ohne Begründung. Die verweigerte Förderung gefährdet weiterhin unsere Existenz. Es ist uns in den letzten Jahren dennoch gelungen, das regelmäßige Erscheinen der Saarbrücker Hefte sicherzustellen. Mehr noch: Die letzten vier Ausgaben waren die erfolgreichsten in der Geschichte der Hefte. Wir haben die Anzahl der AbonnentInnen verdoppelt und die verkaufte Auflage der letzten beiden Hefte verdreifacht. Leider sind auch die Produktionskosten gestiegen. Deswegen sind wir weiter auf Unterstützung angewiesen.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, danken wir herzlich für Ihr Interesse und Ihre vielfältige Hilfe, ebenso unseren Werbepartnern. Im Namen der Saarbrücker Hefte wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihre Sadija Kavgić

» Willkommen in Malstatt

Wandel durch Einwanderung

Von Sadija Kavgić

Fast zehntausend syrische Flüchtlinge sind seit 2015 nach Saarbrücken gekommen. Besonders den Stadtteil Malstatt haben sie nachhaltig verändert. Die Breite Straße ist zu einem überregionalen Einkaufsziel geworden.

An der weißen Wand hängen kopfüber und mit einer Zapfanlage ausgestattet mehrere lange schmale Glasflaschen. Von oben leuchten die weißen Strahler, die Deckenabhängung ist von einer Neonleiste umrandet, deren sanftes Blau für Entspannung, Ruhe und Gelassenheit sorgen soll. »Möchten Sie daran riechen?« Samer Al Asfar spricht leise, und so schnell, wie sich seine Kundschaft vor der Theke abwechselt, wechselt er von Deutsch auf Arabisch oder Englisch. In den Flaschen hinter ihm sind edle Parfümmischungen, für die sich einige Menschen gerne auch aus Luxembourg, Straßburg oder Mainz auf dem Weg nach Saarbrücken machen. Es sind spezielle Shops wie dieser, etwa 40 an der Zahl, die die geschätzten 500 Meter der Malstatter Breite Straße von der Ecke Ludwigsstraße bis zum Molschder Eck über die Stadt- und Staatsgrenzen hinweg zu einem Einkaufsparadies machen. Dass es jemals so weit kommen könnte, hätte sich niemand vorstellen können: Vor 2015 hatte die einstige Einkaufsstraße mit massivem Leerstand zu kämpfen. Und mit zu viel Verkehr, zu viel Müll, zu wenig Grün. Noch im Jahr 2013 war ich als Mitarbeiterin des Molschder Blatts bei der Kampagne zur Verschönerung der Breite Straße mit dabei.

Samer Al Asfar kam 2015 aus Syrien nach Neunkirchen. Schnell lernte er Deutsch in einem Integrationskurs und arbeitete danach in einer Ottweiler Gießerei. Mit seinem jetzigen Geschäftspartner zusammen eröffnete er das »Aroma«. So einen Laden gibt es nur noch einmal in Deutschland. Im Berliner Kiez Wedding.

Bürokratische Hürden

Für Khalid Helwah war von Anfang an klar, dass er nur das machen möchte, was er schon vor seiner Flucht aus Syrien gemacht hat – wertvollen Schmuck verkaufen. So war er einer der Ersten, der sich traute, eines der leer stehenden Lokale in Malstatt anzumieten und daraus einen Juwelierladen zu machen. Mittlerweile hat er durch einen anderen Juwelier »Al Rafaie« noch Konkurrenz bekommen. Angeboten wird alles, was Menschen sich unter Schätzen des Orients vorstellen. Die Geschäfte laufen gut, bestätigt auch Suleiman, der sich nach Abschluss der 10. Klasse des Rotenbühl-Gymnasiums zum Juwelier ausbilden lässt.

»Er lebt allein hier«, sagt sein Chef Khalid Helwah, »ganz ohne Familie.« Da fühlte er sich verpflichtet, sich um Suleiman zu kümmern. Der wiederum meint, den bestmöglichen Chef gefunden zu haben. Doch es gibt auch viele Hürden, mit denen die Geschäftsleute von Malstatt fertigwerden müssen:

»Mein größtes Problem ist die kurze Aufenthaltserlaubnis. Wenn jemand Geschäfte macht, dann braucht er Kredite, aber mit einer begrenzten Aufenthaltserlaubnis bekommst du weder einen Leasingvertrag für ein Auto noch einen Kredit. Und wenn überhaupt eine Bank mitmacht, dann bezahlst du die doppelten Zinsen«, sagt Helwah.

Einer, der sich mit den Problemen der Gewerbetreibenden in Malstatt bestens auskennt, ist Riad Katta, ein sogenannter Malstatt Scout. Das Scouts-Projekt wird im Rahmen des ESF-Bundesprogramms Bildung,

Wirtschaft, Arbeit und Quartier (BIWAQ) durch das Bundesbauministerium und den Europäischen Sozialfonds gefördert. In Malstatt sind zurzeit mehrere Scouts für verschiedene Themen unterwegs. Seine Aufgabe ist es, GründerInnen im Stadtteil Unterstützung in allen geschäftlichen Angelegenheiten zu bieten.

»Sie müssen sich das vorstellen. Es sind Menschen gekommen, die früher in einem anderen Land als Einzelhändler gearbeitet haben. Die leer stehenden Ladenlokale in Malstatt waren zu einer niedrigen Miete zu haben, dafür aber in einem meist schlechten Zustand. Sie gingen das Risiko ein, das niemand vorher bereit war zu tragen, haben sie angemietet, selbst renoviert, in die Ausstattung investiert. Zunächst ist es von Vorteil, wenn alle Geschäfte an einem Ort aufgesucht werden können. Doch es gab auch Schließungen, manche sind weitergezogen und haben ihren Laden woanders aufgemacht«, erzählt Katta, der in Saarbrücken geboren wurde.

Nach seiner Ausbildung ging er nach Syrien und kehrte wegen des Krieges wieder ins Saarland zurück.

»Das Problem Nr. 1 für sie alle ist die Ausländerbehörde«, erzählt Katta. »Die Termine sind schwer zu bekommen, die Aufenthaltserlaubnisse werden nur mit kurzer Gültigkeit vergeben, die Einbürgerungen werden erschwert: Die Menschen sehen nicht ein, sich einen neuen syrischen Pass für 1.000 Euro ausstellen zu lassen, um ihn zwei Tage später in den Müll zu werfen. Hinzu kommen Schwierigkeiten wegen mangelnden Deutschkenntnissen.«

Die Macht der Zertifikate

Einer der Deutsch spricht, aber keinen amtlichen Nachweis darüber hat, ist der erfolgreiche Geschäftsmann Halid Yüksel. Yüksel ist vielen Saarbrückern bekannt als Inhaber des beliebten Geschäfts für Obst, Gemüse, Fleisch und internationale Lebensmittel »City Basar« in der Mainzerstraße. Yüksel, der schon in den 1980ern aus der Türkei kam, betreibt mit seiner Familie mehrere ähnliche Geschäfte. Das Haus in Malstatt, in dem sich sein Laden befindet, hat er vor vielen Jahren gekauft. Heute sei das Haus das Doppelte wert, sagt er.

»Ich hatte keine Zeit, die Deutschkurse zu besuchen, aber sehen Sie mich an, ich bin ein Geschäftsmann, lebe hier seit vielen Jahren, meine Kinder sind hier geboren, und ich habe keine Chance, die deutsche Staatsangehörigkeit zu bekommen. Das bedeutet nicht nur keine Reiseerleichterungen für viele Länder, sondern auch kein Wahlrecht. Du bist nicht als gleichwertiger Mensch akzeptiert«, meint Yüksel.

Ähnlich wie ihm ergeht es besonders älteren Einwanderern, die in den 1960ern als billige Arbeitskräfte, sogenannte Gastarbeiter, in die saarländischen Stahl- und Bergwerke kamen. Sie hatten keinerlei Unterstützung, weil davon ausgegangen wurde, dass sie wieder in ihre Herkunftsländer zurückgehen würden.

Da sie immer noch kein B1-Zertifikat der deutschen Sprache vorlegen können, werden sie wohl nie die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten.



Samstagnachmittag vor dem Kundenansturm in der Breiten Straße. Foto: Sadija Kavgić

Der Ankunftsstadtteil

In seiner Geschichte war Malstatt immer das, was heute als Ankunftsstadtteil definiert wird. Bloß war Malstatt nie als Stadtteil Saarbrückens geplant, und obwohl er zum Bezirk Mitte gehört, ist seine historisch bedingte städtebauliche Trennung von St. Johann bis heute erkennbar.

Das Herz Malstatts ist der Kirchberg. Dort befinden sich eine evangelische und eine katholische Kirche, zwei Schulen, ein Kindergarten und mehrere Spielplätze. Der Kirchberg verbindet das Obere und Untere Malstatt und, großzügig gesehen, auch den Rodenhof samt Ludwigspark, welche heute leider durch mehrspurige Straßen vom übrigen Malstatt abgetrennt sind. Infolge der Industrialisierung und der sprunghaft ansteigenden Einwohnerzahl kam es 1909 zur Vereinigung der bis dahin selbstständig existierenden Gemeinden Saarbrücken (das heutige Alt-Saarbrücken), Malstatt-Burbach und St. Johann zur Großstadt Saarbrücken.

Die meisten Bewohner von Malstatt-Burbach kamen aus ländlichen Regionen der Eifel, des Hunsrücks und des nördlichen Saargebiets.

»Die Mehrzahl der Wanderer«, schreibt der Historiker Peter Burg¹ in seiner Untersuchung über Industrialisierung und Städtebildung an der Saar, »waren Männer jüngeren Alters zwischen 16 und 30 Jahren. Lediglich bei den Dienstboten überzog der Frauenanteil [...] In dem von bürgerlichen Gruppen geprägten Saarbrücken wohnten 65,4 Prozent Protestanten, in Malstatt-Burbach dominierten die Katholiken mit 70 Prozent.«

Auch jüdische Einwanderer aus Osteuropa kamen seit der Jahrhundertwende nach Malstatt. Die kinderreichen Familien waren meist sehr arm. Da sie in der Regel streng orthodox waren und die Reformgottesdienste ablehnten, besuchten sie nicht die 1890 eröffnete Synagoge in der Kaiserstraße / Ecke Futterstraße. Sie hielten ihre Gottesdienste bis zu ihrer Flucht und Vertreibung 1935/36 in einem Betsaal in der St. Johanner Straße ab. Daran erinnert heute in Malstatt nichts.

Herr Taha Husein hat viel zu tun an der Waage im »Orient Pazar«. Foto: Sadija Kavgić

Die neuen SaarländerInnen

Im Zweiten Weltkrieg wurden Tausende Zwangsarbeiter vor allem aus der Sowjetunion, Polen, Italien, Jugoslawien etc. in den Malstatter und Burbacher Betrieben für die Rüstungsproduktion eingesetzt. Der in den 1950er-Jahren einsetzende wirtschaftliche Aufschwung brachte neue Einwanderer nach Malstatt. Menschen aus Süditalien waren die ersten. Dann kamen die türkischen und jugoslawischen »Gastarbeiter«. Selbst die Schließung der Stahlwerke und Hütten und der damit einhergehende Verlust Tausender Arbeitsplätze in den 1970er- und 1980er-Jahren änderten an der Attraktivität Malstatts für neue Gruppen von Einwanderern wenig. Nach wie vor waren die niedrigen Mieten und der multikulturelle Charakter des Stadtteils entscheidend dafür, sich dort niederzulassen. Seien es die Ankömmlinge aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion, Kriegsflüchtlinge aus Jugoslawien, Arbeitsmigranten aus Bulgarien und Rumänien oder zuletzt die Tausenden Geflüchteten aus dem syrischen Bürgerkrieg. Malstatt ist bis heute mit 29.212 Menschen der einwohnerstärkste Stadtteil von Saarbrücken nach St. Johann.





Interessant ist die Bevölkerungsstruktur in der Breite Straße. Knapp 28 Prozent (in SB gesamt 12,3) sind jünger als 14 Jahre und nur 9 Prozent (SB gesamt 21,8) älter als 65. Ende 2021 hatten von insgesamt 822 Bewohnern 312 (38 %) eine deutsche, 226 (27,5 %) eine syrische, 37 (4,5 %) eine türkische, 34 (4,1 %) eine bulgarische, 27 (3,3 %) eine ungarische und 22 (2,7 %) eine italienische Staatsangehörigkeit.

Bei der Landtagswahl Ende März 2022 waren von 29.212 in Malstatt lebenden Menschen 17.149 wahlberechtigt. Die Wahlbeteiligung lag bei 48,6 %.

Die Stimmen verteilten sich: SPD 45 %, CDU 21,1 %, die Grünen 7,0 %, AfD 6,0 %, FDP 5,3 % und Die Linke 4,4 %. Im Vergleich zur Landtagswahl 2017 verliert Die Linke 16,3 Prozentpunkte. Der Gewinner ist die SPD mit einem Plus von 14,8 Prozentpunkten.

Im gesamten Stadtgebiet Saarbrückens sind Menschen aus Syrien nun mit 8.636 (4,7 %) die größte Einwanderergruppe vor Italienern mit 1,9 Prozent. Ende Dezember 2021 wohnten 6.332 Menschen im Distrikt Unteres Malstatt. Davon waren 23,2 Prozent katholische und 9,3 Prozent evangelische Christen sowie 32,8 Prozent mit einer sonstigen Konfession (SB 12,2 %). 34,7 Prozent hatten keine

oder eine nicht erfasste Konfession. In dieser Kategorie sind auch die Muslime, deren Religion statistisch nicht als solche erfasst wird. Die meisten gläubigen Muslime aus Malstatt besuchen die Gottesdienste in der Islamischen Gemeinde Saar im benachbarten Burbach. Interessant ist, dass die durchschnittliche Haushaltsgröße in der Breite Straße bei »nur deutschen« Haushalten 1,8 Personen beträgt, bei »nur nichtdeutschen« 2,2 und bei »gemischten« Haushalten 3,8 Personen. (Alle Angaben Stand 31.12.2021)

Sultan Gate

»Die Ehe hat leider nicht gehalten«, erzählt Abdul N., während sein Sohn Isa auf dem Gehsteig spielt. »Zu unterschiedlich waren die Vorstellungen von einem gemeinsamen Leben. Ich habe zu meiner deutschen Frau gesagt: Ich respektiere dich, aber du weißt ja, was die anderen über die leichte Kleidung und Rauchen auf der Straße denken. Mach, wie du willst, ich kann die Leute nicht ändern. Aber sie konnte und wollte nicht mehr.« Über das gemeinsame Sorgerecht seien aber beide froh.

Abdul N. war im Laden »Sultan Gate«, als ich gerade versuchte, einen Gesprächspartner

ausfindig zu machen, der mir Näheres über diesen ungewöhnlichen Laden erzählen konnte. Er erklärte mir, dass die nicht anwesende Inhaberin von »Sultan Gate«, Abu Adoy Aodi, auch 2015 aus Syrien nach Saarbrücken gekommen ist. Gleich 2016 hat sie mit ihrem Mann das erste Geschäft mit einer beliebten orientalischen Süßigkeit »süß&kalt« eröffnet. Das lief so gut, dass sie die Geschäfte auch erweitern konnten. In einem Imbiss werden gefüllte Teigtaschen für einen Euro das Stück verkauft.

»Alles wird teurer, und es ist immer schwieriger, die Preise zu halten, aber wie sollen dann unsere Kunden das bezahlen?«, sorgt sich der Chef, während er mir abwechselnd die Teigtaschen und die »süß&kalt«-Spezialität anbietet. »Viele hier sind arm, sind Schüler und Studenten.«

Als ich erkläre, dass ich hier bin, um die Kundenscharen, die von überall her nach Malstatt kommen, zu sehen, werde ich aufgeklärt, dass gerade Ramadan ist. In diesem Fastenmonat darf erst nach Sonnenuntergang gegessen werden, und das Leben verschiebt sich bis tief in die Nacht. Deswegen kommen sie erst später zum Einkaufen. Na gut. Ich betrete das »Yüksel Home Store« und wundere mich über die große Auswahl an Möbeln und Kitsch. In einem Moment höre ich der Musik zu. Angenehme Töne, angenehme Lautstärke, englische Sprache. »Insha Allah, insha Allah, you'll find your way...« Ah, so was gibt es? Sozusagen Weihnachtsmusik zum Ramadan. Wer singt denn das? »Das ist doch Maher Zain«, meint die junge Frau an der Kasse und schreibt mir seinen Namen auf. Ich frage sie noch nach dem Chef, Herrn Yüksel. »Das ist doch mein Papa, der kommt später wieder.« Sie, Meryem, hat gerade Ferien und hilft aus, sonst besucht sie eine Gemeinschaftsschule. Ihr Kopftuch ist schick, das Fasten falle ihr nicht so schwer, meint sie.

Der andere Blick

Da ich schon etwas müde werde und vor dem Eiscafé »Venezia«, dem einzigen Lokal, das an diesem Tag die Außenbestuhlung anbietet, kein Platz frei ist, gehe ich zur nahegelegenen Kneipe »Molschder Eck«. Dort höre ich meine Muttersprache und begreife, dass dies ein Treffpunkt für Männer aus dem ehemaligen

Jugoslawien ist. Gerade sind einige Bosnier da, von denen ich wissen will, wie sie die Entwicklung der Breite Straße finden. »Was Besseres hätte hier nicht passieren können«, sagt Suad Ljubijankić, der hier viele Jahre gelebt hat. »Es ist endlich wieder lebendig, sowohl in den Geschäften wie auch auf der Straße«, meint er.

Zwei Frauen, beide polnischer Herkunft, können diese Begeisterung nicht nachvollziehen. Ihre Klagen richten sich gegen achtlos liegen gelassenen Müll, mir werden Müllberge in einem Haushinterhof gezeigt, es gebe auch Ratten, die schnell von der Saar den Weg hierhin finden. »Ich verstehe nicht, wie jemand so viele Sonnenblumenkerne verschlingen und die Schalen einfach so auf den Boden rauspucken kann«, meint B. B. Außerdem stört es sie, dass überall geparkt wird, selbst vor der Bushaltestelle. »Früher war ich im Sommer immer im Bikini auf der Wiese im Bürgerpark gewesen, das geht jetzt nicht mehr – an jeder Ecke lauern Männer.« Auch nachts haben die beiden Angst, die Breite Straße entlangzugehen, da oft die Männer so rumstehen würden. Ob sie mal belästigt oder bedroht wurden oder ob ihnen bekannt ist, dass dies anderen Frauen passiert ist, frage ich. Darauf bekomme ich keine Antwort. Der Polizeioberkommissar Bruno Heintz, den ich später bei seinem Einsatz auf der Straße nach Konflikten im Viertel frage, meint, dass die Breite Straße hauptsächlich mit Verkehrsproblemen zu kämpfen hat. Gerade wurde die Polizei wegen einer leichteren Kollision zweier PKWs gerufen. Ein Kennzeichen zeigt RT für Reutlingen, und das andere ist französisch. Ich schaue mich um und sehe FT-Frankenthal (Pfalz), MÜLL-Müllheim, KL, HOM, WND, NK, IGB, Luxemburg. Also kommen sie doch, die Kunden!



Mittlerweile sind auch die Gehsteige voller Menschen. Ich spreche Safa Iptisam und ihre Mutter Alzahraa an. Beide tragen Kopftuch, um sie herum sind viele Einkaufstaschen, sie wirken zufrieden, warten, um mit dem Auto abgeholt zu werden, und freuen sich über meine Aufmerksamkeit. Sie sind aus Wittlich bei Trier gekommen, um hier für das kommende Zuckerfest einzukaufen. Dort gebe es keine so guten Einkaufsmöglichkeiten wie hier in Malstatt. Leider gibt es in einem kleineren Ort auch nicht genug Kursangebote, beklagt Safa, als ich nach ihrem Deutsch frage. Aber selbst der Mutter gelingt es, mir zu erklären, was sie in dem Riesenaufbewahrungsglas eingekauft hat. Sesampaste-Tahini wird in dem Geschäft, vor dem wir stehen, hergestellt und sei sehr gesund. Zum Abschied reicht sie mir noch einen abgepackten Pistazienriegel.

Die Vielfalt in den Regalen

Im Schaufenster des Supermarkts »Orient Pazar« wird schon groß für die ChamSaar GmbH Käserei geworben. Das ist eine erfolgreiche deutsch-syrische Gründung – direkt vom Georgshof in Wustweiler bei Illingen wird Käse nach syrischer Art hergestellt. Die Produkte sind sehr gefragt und werden online und in vielen Geschäften vertrieben. Ein Fortkommen zwischen den

Regalen im Eingangsraum ist kaum möglich, weil viele Menschen gleichzeitig etwas suchen. Ich schlängele mich durch und lande in einem noch vielfach größeren Raum voller prall gefüllter Regale mit Nahrungsmitteln, Dosen und Gläsern in unterschiedlichsten Größen: Olivenöle, Dattelsirup, Sesam-Weizenklee-Thymian-Gewürzmischung, Falafel-Mischung zum Selbermachen, Hygieneartikel wie diverse Body-Wax, Raumdufte, getrocknete Molokhia-Blätter, die schon im alten Ägypten als Gemüse gegessen wurden, wunderschöne Blumen-Tee-Mischungen, Kaffeesirup-Sorten, allerlei Samen auf offener Waage, kilowise Bonbons, Sesam- und Pistazienriegel.

Hasan Suleiman mit Ehefrau Reham und drei kleinen Kindern treffe ich zwischen den Regalen. Sie sind neulich von Neunkirchen nach Blieskastel umgezogen, weil Reham dort eine Anstellung gefunden hat. Hierhin kommen sie regelmäßig zum Großeinkauf, weil sie fast alles finden, was sie aus Syrien kennen und auch brauchen, und weil manches auch preiswerter sei als anderswo. Ihnen gefällt es, dass sie in nur einer Straße alle Besorgungen erledigen können.

Was diese schwarze Flüssigkeit in den 1,5-Liter-Flaschen ist, möchte ich gerne wissen. Ein älterer Herr, der aus Ägypten stammt und schon sehr lange in Saarbrücken lebt, ist glücklich: »Die kommt aus einer Pflanze, die

Im »Orient Pazar« werden auch Produkte der deutsch-syrischen Käserei ChamSaar verkauft. Lakritz-Saft wird als Spezialität nur während des Monats Ramadan angeboten. Foto: Sadija Kavgić



in Deutschland unbekannt ist, sie wird eingelegt, und der daraus gewonnene Saft wird nur während des Monats Ramadan getrunken. In all den Jahren, die ich in Deutschland gelebt habe, konnte ich das nicht trinken, es sei denn, ich war gerade während des Ramadans in Ägypten. Und jetzt kann ich das, was mich an meine Kindheit erinnert, einfach so in Malstatt kaufen. Das finde ich einfach großartig«, meint er und will anonym bleiben. Das Internet verrät uns später, dass es sich bei der Pflanze um Echtes Süßholz handelt, aus dessen Wurzelextrakt das Lakritz gewonnen wird.

Konkurrenz belebt das Geschäft

Mir wird klar, ein Tag ist zu kurz, um auch nur annähernd alle Geschäfte hier aufzusuchen. Zu den zahlreichen Konditoreien wahre ich etwas Distanz. Allzu attraktiv sind diese kleinen kulinarischen Kunstwerke, die einen aus den Schaufenstern anlächeln. Sie werden heute in unglaublichen Mengen verkauft – bald wird das Ende des Ramadans mit einer mehrtägigen Feier begangen, da werden viele Süßigkeiten für die vielen Gäste gebraucht. Auch Sera Babakus schwärmt von der großen Kunstfertigkeit der hier ansässigen Konditoreien: »Vieles wird frisch in den nahegelegenen Werkstätten in liebevoller Handarbeit angefertigt. Das macht schon einen Qualitätsunterschied zu den in Massen produzierten, abgepackten Keksen.« Aber was hält sie davon, dass hier so viele ähnliche Geschäfte nebeneinander existieren, will ich von ihr als Fachfrau wissen. Sie ist nämlich Existenzgründungsmentorin bei der FITT GmbH, ihre Stelle wird im Rahmen des Projektes »MIGRIS – Migrantinnen und Migranten gründen im Saarland« vom Wirtschaftsministerium des Saarlandes finanziert.

»Das beste Beispiel ist die Konditorei »Muhtar«, deren Besitzer umfangreiche Vorbereitungen und Investitionen getätigt hat, unter anderem in Marketing und Verpackung. Und dann macht er das Geschäft in der Heuduckstraße in Alt-Saarbrücken auf, und kaum jemand kommt hin. Anschließend mietet er ein Ladenlokal in der Breite Straße an, und seitdem läuft das Geschäft«, freut sie sich. »Leider konnten wir nicht vielen Neugründenden in Malstatt beratend zur Seite stehen,

entweder kamen wir zu spät mit unserem Angebot, nachdem sie schon gegründet hatten, oder viele scheuten sich, unsere Existenzberatung anzunehmen«, gesteht Babakus bedauernd. »Insgesamt sind die Bedürfnisse groß, und uns zur Verfügung stehende Kapazitäten reichen nicht aus. Besonders während der Corona-Krise wurde viel Hilfe gebraucht, aber das Personal fehlte. Herr Katta, der Scout, weiß, glaube ich, selbst nicht, wie viele Überstunden er in der Zeit geleistet hat. Endlos viele«, meint Babakus.

Trotz des enormen Bedarfs sind diese beiden Stellen nur projektgebunden und laufen Ende 2022 aus. Wer soll in der Zukunft bei Behördengängen behilflich sein, im Umgang mit Banken und Steuerberatern helfen, bei Gewerbewechsel, Arbeitsverträgen, Brandschutzmaßnahmen, Eichung der Waage, bei der Suche nach einem geeigneten Deutschkurs, mal kurz den Inhalt des Briefes vom Amt deuten und allen anderen überlebenswichtigen Kleinigkeiten? Ich möchte wissen, wie es um die Zusammenarbeit mit dem Amt für Wirtschaftsförderung der Stadt bestellt sei. »Sie sind hilfsbereit, wenn jemand auf sie zukommt. Sie konnten zum Beispiel helfen bei der Suche nach einem passenden Lokal für den in der Diskonto-Passage eröffneten Back-Kartoffel-Imbiss eines in der Türkei gut laufenden Franchise-Unternehmens«, bestätigt Babakus. »Aber unterwegs auf der Straße in Malstatt ist nur Herr Katta.«

Malstatt wird gerne als sozialer Brennpunkt beschrieben, dem geholfen werden muss. Die Tatsache einer positiven Entwicklung aus eigener Kraft wird dabei leider von den Verantwortlichen übersehen. Zumindest wird auf die Tatsache, dass sich Hunderte Menschen regelmäßig auf die teils mehr als 100 Kilometer langen Wege machen, um einmal in der Malstatter Breite Straße einzukaufen, nicht reagiert.

Ich gebe »Einkaufen in Saarbrücken« als Suchbegriff ein und lande bei der Tourismuszentrale Saarland. Im weiteren Schritt öffnet sich eine Website: Wähle dein Wunschquartier, steht da. Breite Straße taucht nicht auf. Weil, wie ich erfahre, die Landeshauptstadt mit ihrer City-Marketing GmbH nur die Saarbrücker Innenstadt fördert. »Die Gesellschaft kooperiert mit zahlreichen Partnern aus Handel, Gewerbe und Gastronomie«, ist da noch zu lesen.

Parken in der zweiten Reihe

Die viele Kunden bedeuten auch viel zusätzlichen Verkehr der ohnehin stark befahrenen Breite Straße, die auch Bundesstraße B51 ist. Während einer Autobahnspernung bekommt sie den ganzen Verkehr Richtung Völklingen ab. Das bedeutet viel Lärm, viele Schadstoffe, viel Stau, wenig Aufenthaltsqualität. Eine Bestandsaufnahme im Rahmen des Integrierten Städtebaulichen Entwicklungskonzepts (ISEK) 2016 ergab eine starke Verkehrsbelastung mit mehr als 20.000 Kraftfahrzeugen innerhalb von 24 Stunden. Der Bereich wurde »in weiten Teilen als nicht verträglich und mit starkem Handlungsbedarf« bewertet. Die Hoffnung liegt auf dem Ausbau des Vollarmschlusses des Messegeländes, bei dem auch eine direkte Anbindung der rechten Saarseite an die A620 entstehen sollte. Dies würde zu einer Entlastung der Malstatter Brücke und damit auch der Breite Straße führen. Eine Radinfrastruktur wird nur zögerlich ausgebaut.

Die Parksituation verschärft die Lage. Das Parken ist hier meistens kostenlos mit Parkscheibenuhr möglich. Da aber wenig

kontrolliert wird, bleiben manche Autos den ganzen Tag an einem Platz stehen. Dann sehen sich die anderen Fahrer veranlasst, in der zweiten Reihe zu parken, um schnell mal das Einge kaufte in das Auto zu verladen. Damit wird aber oft der Verkehrsfluss gehindert, so dass die Polizei anrücken muss. Das Vergehen kostet dann 55 Euro.

»Es müsste schnell eine Lösung her«, meint Ahmad Akhras, Inhaber des »Orient Pazar«. »Entweder soll den Geschäftsinhabern gegen Bezahlung erlaubt werden, zwei bis drei Parkplätze für ihre Kundschaft selbst zu bewirtschaften, oder es müssen Parkuhren her, und dann muss jeder für das Parken bezahlen.«

Verglichen mit früheren Jahren, ist beim nahe liegenden städtischen Parkplatz Stromstraße eine deutlich häufigere Nutzung vor allem samstags beim Kurzzeitparken zu verzeichnen. Dieser Parkplatz verfügt über 110 Parkplätze, von denen allerdings 90 dauervermietet sind. Die ersten 60 Minuten kosten einen Euro, die maximale Tagesgebühr beträgt vier Euro. Wäre das Parkleitsystem vernünftig ausgebaut, würden sich wahrscheinlich noch mehr Menschen den Stress des Weiterfahrens in die Breite ersparen.

Es gibt keine Parkuhren in der Breiten Straße. In der Folge wird oft in der zweiten Reihe angehalten, was den Verkehr behindert und Bußgeld kosten kann. Foto: Sadija Kavgić



Für Hana Jelassi bot der Parking Day 2021, ein internationaler Aktionstag im September, ein Gefühl davon, wie schön es mal in der Breite Straße werden könnte. Jelassi ist seit 2016 Quartiersmanagerin in Malstatt und organisiert die Vernetzung im Quartier und die Vermittlung zur Verwaltung. Auch ihre Arbeitsstelle ist befristet. Ob sie das Freiburger Modell kennt, wo schon zwei Bundesstraßen nur mit Tempo 30 befahren werden dürfen, frage ich.

»Es gibt viele Initiativen, Aktionen und Pläne in Malstatt. Wir kooperieren mit der ZKE und machen gemeinsame Reinigungsaktionen. Mithilfe der Malstatt Scouts wurde neulich in einer Garage »Foodsharing-Fairteiler« eröffnet, eine Bildungswerkstatt wird auf dem Kirchberg eingerichtet. Und dann kommt so ein Krieg wie jetzt in der Ukraine, und dann wollen wir auch irgendwie helfen«, sagt Jelassi.

Gemeinsam stark?

Die Stadt Saarbrücken nimmt die Hilfe der bundesweiten Städtebauförderung an, die Kommunen bei einer sozial, wirtschaftlich und ökologisch ausgewogenen Stadtentwicklung und Stadterneuerung unterstützt. »Sozialer Zusammenhalt« heißt der aktuelle Fördertopf. Es sind viele Akteure, die im sozialen Bereich in Malstatt tätig sind, vor allem das Diakonische Werk und die AWO, es gibt zwei Gemeinwesenprojekte, die evangelische und die katholische Kirchengemeinde, den Stadtteilverein »Malstatt gemeinsam stark« und andere. Auch die Stadt ist mit dem Amt für Kinder und Bildung, Zuwanderungs- und Integrationsbüro, Stadtplanungsamt, Amt für Stadtgrün, Amt für soziale Angelegenheiten stark vertreten. Schon 2010 wurde ein Stadtteilentwicklungskonzept für das Untere und Obere Malstatt verabschiedet, ab 2015 wurde es weiterentwickelt, mit dem Ziel, Perspektiven und Aufwertungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Das ist in Malstatt auch notwendig, das zu Recht als sozial benachteiligter Stadtteil gilt.

Manchmal ist hier mehr los als in der Bahnhofstraße, sagte mir jemand so nebenbei. Ja, warum sollte denn Malstatt keine eigene Spaziermeile bzw. eine nur für den Lieferverkehr freigegebene Einkaufsstraße haben? Auch

wenn die Breite nicht die Bahnhofstraße ist, so könnte sie doch mit mehr Details, Spiel- und Sitzgelegenheiten aufgewertet werden. Platz ist genug vorhanden, er müsste nur anders geplant werden. Und wenn viele es noch nicht richtig glauben wollen, ist diese Breite Straße längst ein Aushängeschild der Landeshauptstadt geworden. Es bietet sich eine Chance, auf diesen Erfolg der Gewerbetreibenden aus der Breite Straße aufzubauen.

Für die Bewohner wäre es wichtig, die zum Teil eingebrochene Versorgungsstruktur wieder herzustellen. Hier gibt es keine Apotheke mehr, die Sparkassen-Filiale öffnet nur noch dienstags und freitags von 9 bis 12 Uhr. Zum Glück ist eine Poststelle mit Paketannahme, die es seit 2007 im Spiel- und Schreibwaren-Geschäft »Peters Lädsche« gibt, auch nach rentenbedingtem Rückzug des Betreibers Peter Hausenstein gesichert. Im aktuellen Molschder Blatt erinnert er sich an die Breite-Straße-Feste 2000 und 2001. Die damalige »Arbeitsgemeinschaft Malstatter Firmen« konnte in Zusammenarbeit mit dem Stadtteilbüro Malstatt erreichen, dass die Breite Straße an diesen Tagen für den Verkehr gesperrt wurde. Diese AG gibt es nicht mehr. Die Gründung einer neuen ist nicht gelungen, die Idee sollte aber keinesfalls aufgegeben werden. Der aktuelle Gründungsboom erstreckt sich nicht nur auf die Einzelhandelsgeschäfte. Es gibt erfolgreiche Programmierer, InnenarchitektInnen, MalerInnen, innovatives Handwerk. Da wäre ein Straßenfest allemal eine gute Gelegenheit, sie alle kennenzulernen und den Austausch in der Bevölkerung anzustoßen. Auch der sonst trostlos leer stehende »Rote Platz«, der sogenannte Malstatter Markt, könnte eingebunden und endlich eine sinnvolle Rolle im Leben der Malstatter bekommen.

Siehe auch: »Wenn aus Gastarbeitern Nachbarn werden«. Die Italiener im Saarland. Von M. Nacci und V. Roth, *Saarbrücker Hefte* 71/72.

Für die Informationen zur jüdischen Geschichte in Malstatt danke ich Marcel Weinstock. Dank auch an die Statistikabteilung der Stadt Saarbrücken, die mich bei der Recherche unterstützt hat.

- 1 Burg, Peter, Industrialisierung und Städtebildung an der Saar, in: Internetportal Rheinische Geschichte (abgerufen am 09.05.2022).

Prenzlauer Berg in Saarbrücken?

Das Nauwieser Viertel im Prozess der Gentrifizierung

Von Isabelle Bastuck

Beim Begriff »Gentrifizierung« denkt man sofort an Metropolen wie Berlin und Hamburg, an soziale Kämpfe in Szenevierteln wie Prenzlauer Berg oder Sternschanze. Dass in dieser Hinsicht auch Saarbrücken mittlerweile als Lehrbuchbeispiel dienen kann, zeigt sich exemplarisch an drei Orten im Nauwieser Viertel.

Letzte Runde im Zing

Die beliebte Gaststätte Zing am Rande des Viertels in der Richard-Wagner-Straße muss im Sommer schließen. Der Mietvertrag wurde gekündigt, das Gebäude wird abgerissen. Was die Zukunft für die Ecke an der Rotenbergstraße birgt, ist ungewiss, doch für deren Eigentümer wird sich mit großer Sicherheit eine finanziell lukrativere Perspektive abzeichnen – wozu sonst eine beständige, florierende Einnahmequelle in den Boden stampfen? Denn das Zing ist ein von KünstlerInnen, Kulturschaffenden und Studierenden umschwärmter Ort. Jazz-Musik und ein alternatives Flair locken neue Klientel in das längst etablierte Ausgehviertel.

»Hilfe, die Künstler kommen!«, könnte nach Andrej Holm derweil die in Worte gefasste Ahnung einer beginnenden Gentrifizierung sein. Holm ist Sozialwissenschaftler und eine der führenden Stimmen in Sachen Wohnungspolitik: »Kulturschaffende, ihre Aktivitäten und Einrichtungen gelten auch in vielen akademischen Studien als Begleiterscheinungen, Vorboten oder sogar Auslöser von Aufwertungsprozessen.« Quasi als Pioniere der Gentrifizierung verwandeln sie nach und nach einstige Arbeiterviertel in subkulturelle Hotspots und tragen so zum kulturellen Mehrwert der Gegend bei. Aus ökonomischer Sicht erklärt Holm den Prozess der Gentrifizierung daher auch als »eine immobilienwirtschaftlich vermittelte Enteignung des kulturellen Kapitals von (ökonomisch mittellosen) KünstlerInnen durch später zuziehende Reiche«. Orte wie das Zing sind deshalb durchaus Wegbereiter, letzten Endes jedoch allem voran Opfer der steigenden Mieten und

Bodenpreise, das zeigt auch die Entwicklung in Saarbrücken: Die Pioniere müssen langsam, aber sicher weichen.

Nauwieser Straße frei zum Verkauf

Das lokalpolitische Herzstück der letzten Monate in Sachen Wohnungsfrage ist jedoch die Nauwieser Straße. Hausnummer 14 bis 18, noch in städtischem Besitz, sollen im Rahmen einer Konzeptvergabe – sprich, Verkauf mit Kriterien – veräußert werden. Die Häuser sind sanierungsdürftig und geprägt von Leerstand, investieren will die Stadt aber seit Langem nicht. Der eingebrachte Gegenentwurf der SPD, die Immobilien an das kommunale Wohnungsunternehmen SIB zu übergeben und somit idealerweise sozialen Wohnungsbau zu fördern, wurde abgelehnt. Jamaika hält zusammen. Die Grünen geben sich bürgernah, der Beschluss sei eine Lösung im Sinne aller: »Eine Konzeptvergabe gibt uns als Rat die Möglichkeit, unsere Vorstellungen und die der BewohnerInnen des Viertels für diese Immobilien festzulegen. [...] Wir entscheiden als Rat, wie die Zukunft des Viertels aussehen soll.« So das Statement, welches sich eher als gutes Beispiel für politisches Marketing lesen lässt.

Weder konkretisierte die Fraktion zu dieser Zeit die Form der möglichen Bürgerbeteiligung (und letzten Endes entscheidet ja doch der Rat), noch wird hier transparent: Der Stadtrat besteht mehrheitlich aus Parteien, die kein ausgewiesenes Interesse an sozialem Wohnungsbau haben.

Unter dem Namen »Operation: Viertel retten« formierte sich eine Gegenbewegung aus AnwohnerInnen und SympathisantInnen des Viertels und bezog Stellung: »Damit beweist die Stadt ungefähr so viel Fingerspitzengefühl wie die darauffolgende Abrissbirne.« Tamara Baum, Vertreterin der Initiative, sieht die Interessen der BürgerInnen so nicht langfristig gesichert: »Die Entscheidungsgewalt darüber, was in Zukunft mit den Grundstücken passiert, wird aus den Händen gegeben.« Auch wurden die Konzeptvorgaben zunächst noch nicht näher definiert, was die Initiative kritisch beäugt. Zwar betonen die Grünen in ihrer Stellungnahme, dass sich die Ausschreibung keineswegs nur an PrivatinvestorInnen richtet, sondern auch an genossenschaftliche oder private Zusammenschlüsse – die Chancen dafür sehen Baum und ihre MitstreiterInnen jedoch gering.

»Wenn die Kriterien so aussehen, wie sie in den meisten Vergaben aussehen, sind dies vor allem solche, in denen gerade InvestorInnen schon von Anfang an große Vorsprünge und bessere Chancen haben«, urteilt Baum. So könnten zum Beispiel erwünschte ökologische Anforderungen für die Vergabe zu kostspielig sein, sodass im Fazit überhaupt nur private InvestorInnen oder ImmobilieneigentümerInnen über das entsprechende Kapital verfügen, diese zu erfüllen. »Somit sehen wir hier vor

allem kritisch, dass es keine Chancengleichheit gibt. Dabei sind wir keinesfalls gegen eine Aufwertung! Es soll jedoch eben eine Aufwertung für alle Menschen sein und nicht nur für einige wenige.«

Sozialverträgliche Lösungen, die auch die grüne Stadtratsfraktion in den Ring wirft, hält die Initiative unter diesen Bedingungen für realitätsfern. Es scheint wohl eher der verlockende Klang der Begriffe »Seniorenresidenz« oder »Kindertagesstätte« zu sein, der überzeugen will, da eine praktische Umsetzung schon an den fehlenden Außenbereichen zu scheitern droht. Und auch wenn der soziale Wohnungsbau als Kriterium verbindlich zur Vergabe gehört, werden potenziell investierende SpekulantInnen nach zehn Jahren von dieser Verpflichtung befreit.

Die konkrete Ausarbeitung der Konzeptvergabe fand im Rahmen einer Online-Veranstaltung mit Bürgerbeteiligung am 1. Juni statt. Dort wurde der Unmut der Anwohnenden deutlich, dass ihre Beteiligung lediglich auf eine Informationsveranstaltung mit Gelegenheit für Rückfragen und Anregungen reduziert wird.

Während der Beschlussvorschlag den Erhalt der beiden Bestandsgebäude nur für »wünschenswert« erklärt, fordern die Teilnehmenden: »Macht die Konzeptvergabe rückgängig.«



Statt Dönerladen bald ein neues Luxusquartier in der Nauwieser Straße? Foto: Isabelle Bastuck

Auch über die drei Grundstücke hinaus könnte sich die Nauwieser Straße durch jüngste Entwicklungen als spannendes Investitionsobjekt herausstellen. Die beiden Bordelle am Eingang der Straße wurden geschlossen, davon Haus Nummer 10 verkauft an die Söhne von Oskar Lafontaine, die sich damit an der »interessanten Entwicklung« der Gegend beteiligen wollen. Auch die St. Johanner Verwaltungsgesellschaft, Eigentümerin von Haus Nummer 8, sieht in der Schließung der Bordelle neues Potenzial: Eine Bauvoranfrage soll gestellt werden.

Grenzen stecken am Max-Ophüls-Platz

Schräg gegenüber der Häuserzeile findet sich ein unübersehbares Beispiel für die von der Initiative befürchtete Entwicklung des Viertels. Beim Warten auf die Falafel vom Peace Kebab, seit über 15 Jahren ansässig in den zu verkaufenden Häusern, gibt es freie Sicht auf das nachts hell beleuchtete Gebäude mit den polierten Fensterfronten. Das Esplanade ist ein luxuriöses »Boutique-Hotel« mit integriertem Zwei-Sterne-Restaurant und zieht am Max-Ophüls-Platz viele Blicke auf sich. Doch während die Gäste des Restaurants nachts schon manchmal mit Taxikolonnen heimkutschiert werden, zum Staden, zum Triller oder anderswohin, findet man die direkten NachbarInnen des Edelrestaurants meist auf den spärlichen Bänken auf dem öffentlichen Platz davor – ein Abendessen dort ist außerhalb ihres Budgets.



Der Kampf um das Viertel fand hier im letzten Sommer schon im Kleinen statt, erste Reibereien wurden sichtbar. Während viele Anwohnenden die lauen Coronanächte aus Pandemiesicht vorbildlich nutzten und sich draußen trafen, wurde dies für das Esplanade schnell ein Dorn im Auge. Das Problem: Waren die wenigen Bänke des Max-Ophüls-Platzes besetzt, saß man eben auf den vom Restaurant ungenutzten Seitentritten. Nach Angaben des Betreibers Michael Zimmer waren nicht die dort feiernden Menschen das Problem, sondern deren Bierflaschen – kurios, denn routinierte ViertelgängerInnen kennen die vielen PfandsammlerInnen, die dort frequentieren, sogar beim Namen. Doch um den übrigen Müll zu reduzieren, wurde, anstatt einen entsprechenden Dienstleister oder gleich Saubermann Uwe Conradt anzuheuern, ein privater Sicherheitsservice eingesetzt, der das Rumlungern unterbinden sollte. Wenn nötig auch mit Polizeieinsatz. Entsprechend höhnisch muss es für die Viertelbewohnerin mit Platzverweis klingen, wenn Zimmer der *Saarbrücker Zeitung* erklärt, man profitiere von der »städtischen, urbanen Lage« und schätze den besonderen »Mix des Quartiers, die Urbanität« – offenbar nur, bis diese potenzielle Kundschaft verschreckt.

Das Zing, die Nauwieser Straße und das Esplanade skizzieren einen Prozess, der keinesfalls einzigartig ist, sondern überall voranschreitet, wo Städte nicht eingreifen. Es bleibt sich vor Augen zu führen, dass es sich hierbei nur an der Oberfläche um rein kulturelle Konflikte handelt und real einen Rattenschwanz an Verdrängung, Armut und sozialem Ausschluss nach sich ziehen kann. Denn es sind nun mal die Schwächeren, die am Ende das Feld räumen müssen.

Quellen:

Holm, Andrej: Wir bleiben alle! Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung. 2. Auflage 2013, Unrast Verlag, Münster.

Saarbrücker Zeitung vom 3. Februar 2022: »Uns stört nur der Müll« – »Esplanade«-Besitzer kritisiert Situation am Ophüls-Platz, von Oliver Schwambach.

Saarbrücker Zeitung vom 6. Mai 2022: Ex-Bordell gehört nun Lafontaine-Söhnen, von Thomas Schäfer.

Umkämpftes Revier: die Seitenfront des Esplanade am Max-Ophüls-Platz.

Foto: Isabelle Bastuck

Von Bänken und Menschen

Defensive Architektur in Saarbrücken

Von Dennis Kundrus

Jetzt sind sie weg. Schon 2019 hatte Uwe Conradt versprochen, die Saarbahn-Wartehäuschen an der Johanneskirche entfernen zu lassen. Über die Jahre bot ihre Konstruktion den Menschen Schutz vor der Witterung und bequeme Sitz- und Liegemöglichkeit. So wurden sie anderweitig genutzt und zum Aufenthaltsort von Menschen, die bürokratisch als »Randständig« bezeichnet werden. Um diese wieder loszuwerden, wurde der Platz bereits kameraüberwacht und darauf Sitzende und Liegende mit Bodenstrahlern geblendet. Seit Jahrzehnten wird in Saarbrücken über diese Menschengruppe an der Johanneskirche gestritten. Jetzt hat die Stadt für vollendete Tatsachen gesorgt und die Häuschen beseitigt und die Menschen vertrieben.

Prof. Dr. Ulrich Pantle, zuständig für Architektursoziologie an der HTW Saar, sieht den Abriss äußerst kritisch. Die recht neuen Haltestellenhäuschen seien gestalterisch anspruchsvoll gewesen, hätten keinerlei Mängel aufgewiesen und ihren Zweck erfüllt. Diese abzureißen und durch neue, weniger wertige Häuschen zu ersetzen, betrachtet er als Geldverschwendung.

Das Ziel des Rathauses ist eben nicht, Verbesserungen der baulichen Situation, sondern eine Architektur zu schaffen, welche die prekarierten Menschen vom Platz fernhält.

Die Funktionen der Architektur sind vielfältig. Sie nimmt Einfluss darauf, wie wir wohnen, produzieren, uns fortbewegen oder wo wir uns in der Öffentlichkeit treffen. Die sogenannte »defensive Architektur«, im Englischen auch treffender als »hostile design« bezeichnet, ist in Großstädten weltweit längst zum verbreiteten, alltäglich erkennbaren Phänomen geworden. Diese Architektur soll die Aktivitäten oder auch bloße Anwesenheit

bestimmter Menschengruppen in ausgesuchten städtischen Arealen unterbinden.

Kritik an dieser menschenfeindlichen Architektur ist längst formuliert: Sie grenzt Marginalisierte aus und sanktioniert normabweichende und unerwünschte Verhaltensweisen. Deswegen steht sie auch einem solidarischen Ansatz im Umgang mit bestimmten Gruppen entgegen. Sie bietet keine Hilfe an, sondern trägt zur Verdrängung der Betroffenen bei. Zudem steht dahinter der Versuch, Armut als gesellschaftliches Problem zumindest in der Öffentlichkeit aus dem Bewusstsein der Menschen zu verbannen. Daher wird »hostile design« als ein Musterbeispiel einer neoliberal-kapitalistischen Stadtentwicklungspolitik benannt. Der Zusammenhang zwischen der Kapitalisierung aller Lebensbereiche und der daraus resultierenden Stadtpolitik wurde erstmals Mitte der 1980er Jahre in den Großstädten der USA deutlich, während der Präsidentschaft von Ronald Reagan. Seine Politik war gekennzeichnet durch den Abbau sozialer Leistungen, die Militarisierung der Gesellschaft sowie die massive Verdrängung und Benachteiligung von Minderheiten.

Sitzen unerwünscht

Kennen Sie lückenhafte Dächer und Markisen im öffentlichen Raum, unter denen man sich nicht unterstellen kann, wenn es regnet? Es dürfte Absicht sein. Ebenso die Umgitterung von Abzügen von warmer Luft, die verhindert, sich dort aufzuwärmen. Ein besonders beliebter Gegenstand der feindlichen Auftragsarchitektur sind Bänke. Davon gibt es auch in Saarbrücken, insbesondere in der Innenstadt, eine Menge.

Wenn wir unseren Blick von der Johanneskirche in Richtung Dudweilerstraße richten, sehen wir einige Sitzblöcke zwischen der Synagoge und dem Beethovenplatz. Jeder dieser Blöcke verfügt über zwei oder drei spitz zulaufende Eisenbügel, die ihre Oberfläche unterteilen. Liegen oder eng aneinander sitzen ist darauf nicht möglich. Die Bänke in der Umgebung der Johanneskirche sind dazu noch so stark abgerundet, dass selbst einer gesunden, jungen Person das Sitzen nach wenigen Minuten schmerzhaft wird. Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen, Übergewichtige oder alte Menschen können diese gar nicht nutzen. Und barrierefrei sind sie auch nicht. Platz nehmen mit einem Rucksack ist auch nicht möglich. Schlecht für

FlaneurInnen, Kinder und TouristInnen. Es sind einfach Bänke, auf denen man nicht sitzen kann. An der Haltestelle Johanneskirche sieht man auch deshalb die Wartenden in aller Regel einfach stehen.

Städtische Architektur hat schon ohne »defensive« Architektur das Problem, so Architekt Pantle, dass sie oft einem »normativen Denken des ›Normalfalls‹« unterliegt. Weder Prekarisierte noch Menschen mit Handicap noch Kinder oder SeniorInnen werden mit ihren Bedürfnissen mitgedacht. Die Wartehäuschen an der Johanniskirche sind verschwunden. Für die Menschen soll ein anderer Aufenthaltsort angeboten werden, der zurzeit noch in Planung ist. Was bleibt, sind Armut und Ausgrenzung.

Die Entfernung der von den Architekten Wandel Hoefer Lorch gestalteten Wartehäuschen sei ein »unwiederbringlicher Verlust an Baukultur«, so der Bund Deutscher Architekten Saarland in seiner Stellungnahme. Foto: Carsten Diez



Eine kurzsichtige Radikallösung

Stellungnahme des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten
Saarland zum Abbau der Wartehäuschen an der Saarbahn-Haltestelle
Johanneskirche

Von Carsten Diez

Am 7. Mai 2022 verschwanden über Nacht die beiden Wartehäuschen der Saarbahn-Haltestelle Johanneskirche. Tags zuvor hat die Stadt Saarbrücken zusammen mit der Saarbahn den Rückbau der Häuschen und den Ersatz in Form von »modernen« Fahrgastunterständen der Firma Wall angekündigt, die bereits mehrfach in der Stadt aufgestellt sind. Waren die beiden verschwundenen, 25 Jahre alten Unterstände etwa unmodern? Wenn man genauer hinschaut, wohl kaum.

Auch wenn man an der Integration der Saarbahntrasse in den Stadtraum viel Kritik äußern kann, so muss man den damaligen Verantwortlichen heute anerkennen, dass sie mit den individuell gestalteten Sonderhaltestellen an städtebaulich wichtigen Orten Marksteine gesetzt und damit zu einer Aufwertung des öffentlichen Raums beigetragen haben.

Zur Inbetriebnahme des ersten Streckenabschnitts der Saarbahn 1997 wurde die von den Architekten Wandel Hoefer Lorch gestaltete Haltestelle Johanneskirche fertiggestellt. Am Hauptbahnhof entstand die zweite Sonderhaltestelle, deren Gestaltung von dem Architekten Miroslav Volf stammt. Später kamen noch die Haltestellen Cottbusser Platz (Krüger & Rieger Architekten) und Landwehrplatz (Gestaltung ebenfalls Wandel Hoefer Lorch Architekten) hinzu.

Besonders herausragend an den beiden Wartehäuschen an der Johanneskirche war die Symbiose von Form und Raum. Zusammen mit dem Tragwerksplaner Dietrich Heer entwickelten die Architekten eine raffinierte und minimalistische Konstruktion aus gekrümmten, sich selbst tragenden Wand- und Deckenscheiben aus dicken Stahlplatten, veredelt mit den ausgestanzten Buchstaben »JOHANNESKIRCHE«. Mit ihrer robusten Materialität und leichten Drehung zueinander sorgten die Wartehäuschen für

einen respektvollen Kontrast zur filigranen Sandsteinfassade der historischen Johanneskirche. Kurz: Sie waren ein wohlgesetztes Stadtmobiliar im öffentlichen Raum, erlebbar wie Kunstskulpturen, aber mit praktischem Nutzen, zudem werbefrei, zeitlos in der Erscheinung und von bestechender Einfachheit.

Aus der nur einen Tag vor dem Abbruch veröffentlichten Pressemitteilung des Rathauses ist herauszulesen, dass die beiden Wartehäuschen nach Ansicht der Verwaltung eine Mitschuld an den unsicheren Zuständen tragen. Die Begründung impliziert, dass die Aufenthaltsqualität der Häuschen soziale Randgruppen besonders angezogen hätte. Mit den jetzt vorgesehenen standardisierten Fahrgastunterständen glaubt sie, die sozialen Probleme an der Johanneskirche besser lösen zu können. Gestaltungsansprüche werden vonseiten der Stadt erst gar nicht formuliert. Durch ihre schnelle Entscheidung und dadurch ausgelöste Fokussierung auf die sozialen Fragen ist eine sachliche Diskussion über die Gestaltung des öffentlichen Raums hier leider verunmöglicht worden.

Noch einfacher macht es sich die Stadt, indem sie die Errichtung, Reinigung und den Unterhalt der neuen »modernen« Häuschen der Firma Wall – werbefinanziert – überträgt. Ob der Verlust an baukultureller Einzigartigkeit durch eine weitere Kommerzialisierung und Austauschbarkeit des Stadtbildes ausgeglichen werden kann, darf in diesem Fall bezweifelt werden.

Stellt sich zum Schluss die Frage: Was macht die Stadt nun mit den beiden Häuschen? Wenigstens für die Umwelt gibt es Trost: Die sortenreine Stahlkonstruktion erlaubt nämlich die Möglichkeit einer vollständigen Materialwiederverwertung. Dies wird mit den neuen Häuschen aus Aluminium, Glas und Kunststoff mit Sicherheit schwieriger werden. Der unwiederbringliche Verlust an Baukultur bleibt aber.

Ein neues Zentrum für Saarbrücken

Pläne der Commune werden konkret

Von Laura Weidig

Einst war die Alte Feuerwache eine Anlaufstelle für Leute, die sich sozial und politisch engagieren wollen. Die Zeiten sind lange vorbei. Zum Jahreswechsel 2004/2005 wurde der »Feuerdrache«, ein soziokulturelles Zentrum, geschlossen. Durch den Wegfall der Institution haben zahlreiche kulturelle und politische Gruppen ihr Zuhause verloren – die dadurch entstandene Leerstelle war immens.

Fast 20 Jahre später zeichnet sich ab: Es wird ein neues Zentrum in der Saarbrücker Innenstadt geben. Schon im kommenden Jahr soll es so weit sein: Die Eröffnung ist für den Spätsommer 2023 geplant – auf Initiative der Commune, einer gemeinnützigen GmbH.

Die will auf über 1.000 qm und vier Etagen Platz schaffen für verschiedene kulturelle und soziale Aktivitäten: einen Ausstellungsraum und Platz für Co-Working. Einen Veranstaltungsraum für Feiern, Konzerte, Vorträge und Lesungen. Proberäume und ein Ton-Studio. Einen Infoladen. Sportmöglichkeiten. Vorgesehen sind auch Räume für eine Werkstatt sowie ein Café und eine Kneipe: Die Commune will hier das Politische mit dem Sozialen verbinden, eine Anlaufstelle schaffen für politische, soziale und kulturelle Projekte.

Bis es so weit ist, gibt es noch einiges zu tun. Die Umbauarbeiten sind schon in vollem Gange. Die nächsten baulichen Schritte, die anstehen: Die Elektrik muss erneuert werden. Brandschutztüren und eine Brandmeldeanlage wollen eingebaut werden. Auch der Innenanbau steht noch aus.

Wird bis zur Eröffnung alles fertig? »Der Zeitplan ist zwar ambitioniert, aber im Moment geht alles seinen Gang. Ein Großteil der Gewerke ist beauftragt, viele Materialien bereits bestellt. Zeitweise hatten wir Probleme, Handwerker zu bekommen, und wir haben noch auf eine Teilbaugenehmigung warten müssen. Die Arbeiten haben jetzt aber

begonnen. Wenn seitens der Bauaufsicht nichts dazwischenkommt, sind wir guter Dinge«, sagt die zuständige Architektin vom Architekturbüro Marcello Pompa.

Ein fester Personenkreis – etwa 30 Leute – arbeitet bereits seit mehreren Jahren daran, dass der »Traum vom Haus« Realität wird. So seien von der ersten Idee bis zum Hauskauf etwa fünf Jahre vergangen. Dabei hat das Projekt viele weitere tatkräftige Unterstützerinnen und Unterstützer: »121 Personen haben bislang zur Realisierung beigetragen, sei es durch Direktkredite oder die Mitarbeit in den einzelnen Kollektiven«, sagt Carsten Klose, Geschäftsführer der Commune.

Das Budget ist penibel durchgerechnet, der Hauskauf vollständig finanziert. Gefördert wird das Projekt unter anderem durch das Bundesprogramm »Neustart Kultur«. Allerdings müssen die Macherinnen und Macher noch weitere Gelder und Direktkredite einwerben. Denn: Nach dem Hauskauf stehen nun mit Sanierung und Umbau zwei weitere kostenintensive Schritte an: »Manches ist essenziell – etwa der Brandschutz –, anderes nicht zwingend notwendig, aber trotzdem wichtig, wie eine Lüftung oder eine solide Theke«, führt Klose aus.

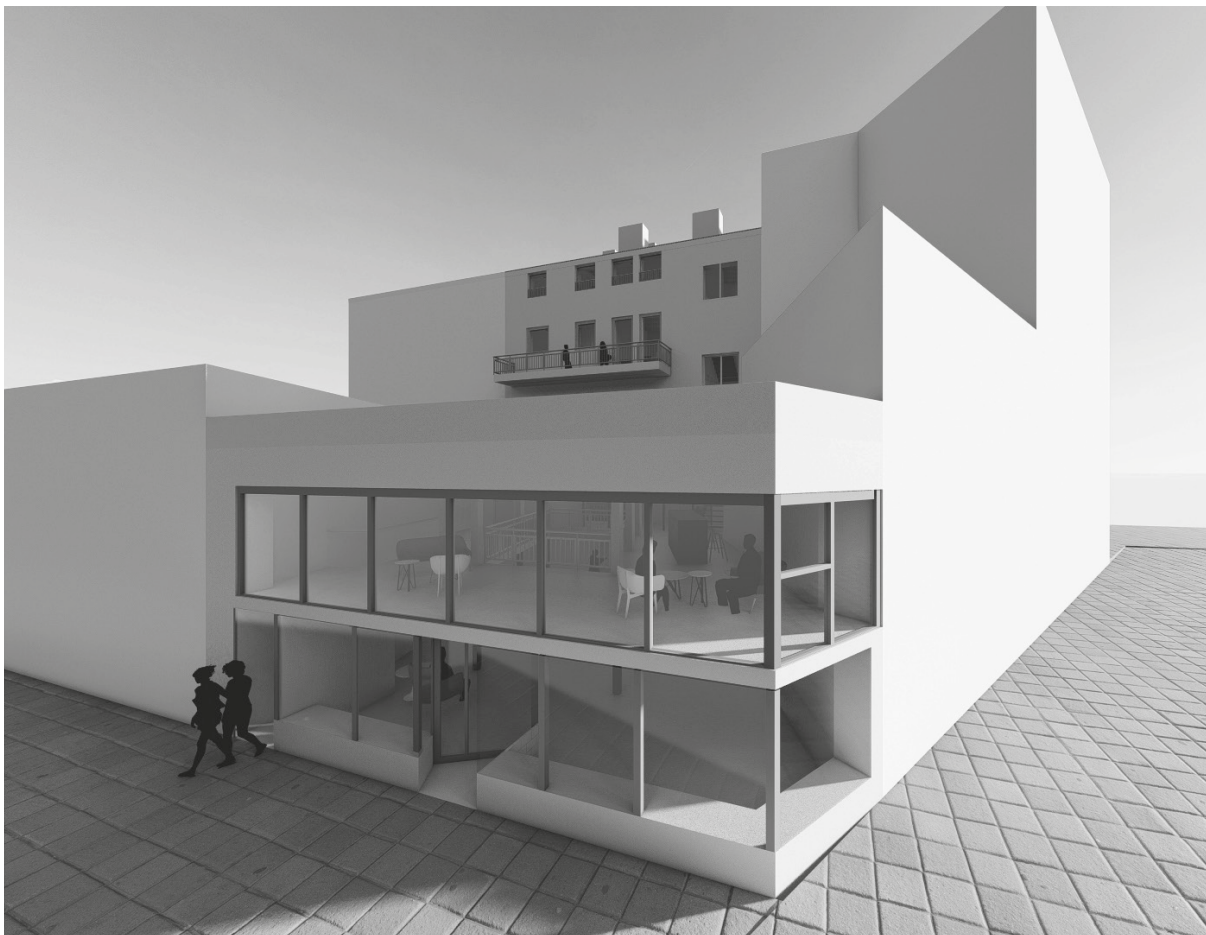
Für Sanierung und notwendige Umbaumaßnahmen werden daher aktuell noch Bankkredite und Direktkredite von privaten Unterstützerinnen und Unterstützern eingeworben. Auch die Kosten des späteren, laufenden Betriebs sind bereits jetzt zu etwa

60 Prozent finanziert. Ein Baustein des Finanzierungsmodells: Direktkredite. Der Gedanke dahinter: Das Projekt soll – auch finanziell – von vielen Schultern getragen werden. Unterstützerinnen und Unterstützer, die das Projekt durch einen Kredit mit flexibler Laufzeit unterstützen wollen – möglich sind Beträge ab 500 Euro –, profitieren dabei beispielsweise von guten Zinsen und dem Wissen, ihr Geld für einen guten Zweck angelegt zu haben, während das Projekt im Gegenzug weniger abhängig von der Bank wird. Noch etwa 130.000 Euro braucht es derzeit. Was viel klingt, relativiert sich: Vor dem Hauskauf konnten innerhalb von acht Wochen kurzfristig 65.000 Euro an Direktkrediten eingeworben werden, wie Klose sagt. »Ich bin daher sehr zuversichtlich, dass wir das hinkriegen.« Daneben gibt es auch die Möglichkeit, einmalig oder monatlich zu spenden – da die Commune gemeinnützig ist, sind die Beträge steuerlich absetzbar.

Die ersten Mieter sind bereits eingezogen: Das Netzwerk für Demokratie und Courage (NDC), das diskriminierungs- und rassistismuskritische Bildungsarbeit für Schulen und für Multiplikatoren anbietet, hat seine Büroräume Anfang des Jahres bezogen. Für die Nutzung der restlichen Fläche haben sich verschiedene Vereine und Kollektive zusammengefunden.

Etwa das Krachkollektiv: ein Zusammenschluss von Bands, die im Zentrum einziehen werden. Die Proberaumsituation in Saarbrücken sei bekanntermaßen schwierig.

»Wir haben deshalb hier die Chance gewittert, den Keller zu beleben«, sagt Lukas vom Krachkollektiv. Vorab haben die Musikerinnen und Musiker extra einen Lärmtest durchgeführt. »Dabei hat sich der Keller als sehr tauglich erwiesen« – auch bei lauterster Beschallung war im darüberliegenden Veranstaltungsraum nur wenig davon zu hören. Seitdem ist klar: Im Untergeschoss des



Grafik: Celine Groß

Hauses sollen Teile von Saarbrückens unabhängiger Musikszene ein Zuhause finden.

Auch die anderen Gruppen stehen in den Startlöchern, um das Haus zu bespielen, sobald der derzeitige Hauptmieter auszieht. »Wir sind froh, dass sich unsere Interessen – das Haus ab Sommer 2023 zu nutzen – hier mit dem Interesse des derzeitigen Mieters, dem Musikhaus Knopp, das sich an einem neuen Standort vergrößern will, decken«, sagt Klose.

Dass die Vision großen Zuspruch findet, war bei einer Info-Veranstaltung Mitte Mai festzustellen, als die Commune ihr Projekt erstmals einer breiten Öffentlichkeit vorstellte. 27 Interessierte waren vor Ort und weitere online dabei, um sich über das geplante Zentrum zu informieren und die Köpfe dahinter kennenzulernen.

Etwa Marike, die über klassische Mund-zu-Mund-Propaganda auf die Commune aufmerksam geworden ist. »Die Idee, hier einen Raum zu schaffen, in dem man sich kreativ ausleben kann, finde ich total spannend«, sagt sie. Das Projekt klinge sinnstiftend. Noch während der Veranstaltung hat die 23-Jährige zahlreiche eigene Ideen entwickelt und gleich notiert: Contact-Improvisations-Workshops oder Inklusionsprojekte könne sie sich etwa vorstellen.

Justin Hayo vom Change Network hat über persönliche Kontakte von der Info-Veranstaltung erfahren. Sein Verein hat noch keine eigene Geschäftsstelle, weshalb er sich über die Möglichkeiten informieren wollte, hier Räumlichkeiten anzumieten. Sein Eindruck ist durchweg positiv. »Ich mag den Spirit der ehrenamtlichen Aktiven, der Organisationen«, sagt Hayo, »ich spüre hier ein ernsthaftes Interesse daran, sich gegenseitig zu bereichern.«

Für die Nutzerinnen und Nutzer sei die Commune attraktiv, weil eine übergeordnete Struktur existiere, in der viele verschiedene Projekte unterkommen könnten, die voneinander profitierten und ähnlich tickten, so Tamara vom Café- und Kneipenkollektiv, das einen Raum ohne Konsumzwang schaffen möchte. Sie persönlich bringt sich hier gerne ein. »So ein Zentrum fehlt in Saarbrücken einfach«, sagt sie. Hier entstehe ein öffentlicher Raum, in dem sich Personen, die sich für politische, soziale und kulturelle Themen

interessierten, einen Anlaufpunkt finden, und – das ist ihr wichtig – an dem von Diskriminierung Betroffene bei den Leuten vor Ort Unterstützung fänden. Das Cafékollektiv hat Snacks mitgebracht, um einen Eindruck vom späteren Angebot zu vermitteln, darunter Nuss-Muffins und Brot mit selbstgemachtem Linsenaufstrich. »Schmeckt fantastisch«, sagt Tom, der von dem Projekt auf Instagram erfahren hat und sich freut, dass Saarbrücken demnächst ein alternatives Zentrum erhalten soll. Als er seinerzeit zum Studium nach Saarbrücken kam, hatte er ein solches vergeblich gesucht.

Unterstützen kann man das Projekt durch monatliche oder einmalige Spenden und durch Direktkredite. Weitere Infos zum Projekt, zum Finanzierungsmodell und den Direktkrediten können direkt bei dem Projekt unter fundraising@commune.gmbh erfragt werden.

Spendenkonto Kontoinhaberin:
commune gGmbH
IBAN: DE69 4306 0967 4129 0948 00
BIC: GENODEM1GLS
Verwendungszweck:
Spende Zentrum

Mehr Infos: www.commune.gmbh

Von genossenschaftlichen Werten zum gesellschaftlichen Wandel?

Von Jonas Boos und Frederik Moser

Die saarländische Wirtschaft steht vor einschneidenden Wandlungsprozessen. Die damit einhergehenden wirtschaftlichen, sozialen, demokratischen und ökologischen Krisen können als zwangsläufiges Ergebnis einer falscher Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung interpretiert werden. Auf der Suche nach Alternativen zur herrschenden Produktionsweise bieten Genossenschaften eine Organisationsform mit enormem Potenzial. Sie sind demokratisch und kooperativ verfasst und eignen sich daher, die anstehenden Veränderungsprozesse mitgestalten zu können.

Prinzipien und Potenziale

Genossenschaften sind eine Rechts- und Organisationsform, die der Förderung ihrer Mitglieder und nicht der Profitmaximierung verpflichtet ist (Förderprinzip). Das zentrale Ziel ist nicht die Erzielung von Gewinn. Die Mitglieder sind gleichzeitig EigentümerInnen und NutzerInnen der Genossenschaft (Identitätsprinzip), die mit dem gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb eine Leistung für sich bzw. für Dritte erbringen. Die Mitglieder stimmen über die Belange der Genossenschaften gleichberechtigt ab (Demokratieprinzip): Jedes Mitglied hat je eine Stimme, und zwar unabhängig davon, wie viel Geld in die Genossenschaft eingebracht wurde. Die Mitglieder bestimmen über die Organe der Genossenschaft und die wirtschaftlichen Aktivitäten (Selbstverwaltung). Das erforderliche Eigenkapital bringen die Mitglieder durch eigene Einzahlungen auf (Selbsthilfe). Daher sollte ein hohes Interesse an einer nachhaltigen Geschäftsführung vorhanden sein (Selbstverantwortung). Aufgrund ihrer Verfasstheit scheint die Genossenschaft in besonderer Weise zur Entwicklung und Erprobung neuer Formen der Zusammenarbeit geeignet zu sein. Auch für ein Unternehmen, welches keine Nachfolge findet, kann die Fortführung

des Betriebs über eine Belegschaftsinitiative auf genossenschaftlicher Basis (Workers' Buy-out) organisiert werden. Häufig kommt dieser Gedanke leider erst auf, wenn es um die Bewältigung kritischer Unternehmenssituationen geht, insbesondere wenn kapitalistisch orientierte EigentümerInnen den Betrieb bereits aufgegeben haben.

Aktualität und Ausprägungen

Die Genossenschaftsidee hat in Deutschland wieder etwas Auftrieb erhalten. Insbesondere im Bereich Digitalisierung etablieren sich unter Schlagwörtern wie Genossenschaften 2.0 oder Plattform-Kooperativen soziale und nachhaltige Alternativen zu profitorientierten Geschäftsmodellen. Zwischen 2005 und 2018 erfolgten deutschlandweit ca. 3.000 Genossenschaftsgründungen, im Saarland kam es zu 32 Gründungen. Im Genossenschaftsregister sind im Saarland derzeit 56 Genossenschaften eingetragen.

Neben den großen Genossenschaften aus dem Banken-, Agrar- oder gewerblichen Konsumgüterbereich sind als bekannte und alteingesessene genossenschaftliche Zusammenschlüsse vor allem Bau- und Wohnungsgenossenschaften aktiv – im Saarland besitzen beispielsweise die Eisenbahner-Wohnungsbaugenossenschaft und die Allgemeine Baugenossenschaft Völklingen zusammen knapp 1.300 Wohnungen. Seit den letzten beiden Dekaden erfreuen sich vor allem Energiegenossenschaften zunehmender Beliebtheit. Mithilfe des genossenschaftlichen Zusammenschlusses können BürgerInnen und VerbraucherInnen aktiv die Energiewende gestalten. Im Saarland sind insgesamt sieben Energiegenossenschaften aktiv. Auch im Gesundheitsbereich erzielen Genossenschaften durch gemeinsame Kooperation ihrer Mitglieder positive Effekte. Im Saarland gibt es beispielsweise mit der

Gesundheitsgenossenschaft Saarpfalz und dem Gesundheitsnetz-Saar zwei Kooperativen, die die ärztliche Versorgungsqualität durch Zusammenarbeit verbessern wollen. Darüber hinaus streben Pflegegenossenschaften eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen und die gleichberechtigte Mitbestimmung Pflegebedürftiger an.

Zusammenschlüsse gibt es aber auch von Unternehmen oder FreiberuflerInnen, die Synergieeffekte durch gleichberechtigte Kooperation zu erzielen versuchen. So hat sich 2020 im Umfeld der HBK Saar die Kreativgenossenschaft s:coop als offener Zusammenschluss von Personen unterschiedlichster Disziplinen gegründet. Ziel ist es, durch Kollaboration neue Ideen zu entwickeln und durch kollektives Arbeiten Projekte durchzuführen, die für die Einzelne oder den Einzelnen allein nicht möglich wären. Dabei können die Projekte beispielsweise auf gemeinsam genutzte Arbeitsräume und Geräte zugreifen.

Informationen über weitere Erscheinungsformen und eine Bestandsaufnahme der im Saarland ansässigen Genossenschaften bietet die im Herbst 2021 erschienene Studie »Die Firma sind wir! Genossenschaften im Saarland« von Dr. Stephan Peter.

Ansatzpunkte und Ausblick

Ausgehend von Artikel 54 der saarländischen Landesverfassung, in dem es heißt »Der selbstständige saarländische Mittelstand in Industrie, Gewerbe, Handwerk und Handel ist zu fördern und in seiner freien Entfaltung zu schützen. In gleicher Weise ist das Genossenschaftswesen zu fördern.«, sollten die Potenziale von Genossenschaften stärker genutzt und seitens der Politik wirksam gefördert werden. Dazu hat die Arbeitskammer des Saarlandes im März 2022 der saarländischen Landesregierung ein Maßnahmenpaket vorgeschlagen: Notwendig wäre beispielsweise die Einrichtung einer Stabsstelle oder einer festen Ansprechperson im saarländischen Wirtschaftsministerium, die sich mit genossenschaftlichen Fragen und Prozessen auseinandersetzt. Auch ein Kompetenzzentrum könnte hilfreich sein, das unter anderem eine branchenspezifische Beratung von Genossenschaften in der Region leisten sollte, die Gründungsprozesse fachlich

Eisenbahner-Wohnungsbaugenossenschaft EWBG

Die EWBG ist die älteste Baugenossenschaft im Saarland. Sie wurde 1893 von 50 Eisenbahnern gegründet. Auf dem Saarbrücker Stadtteil Rodenhof befinden sich 664 Wohnungen und 4 Gewerbeobjekte in 103 Häusern der EWBG. Zum 30. Dezember 2020 hatte die Genossenschaft 1.233 Mitglieder. Der Förderauftrag liegt in der sicheren und sozial verantwortbaren Wohnungsvergung der eigenen Mitglieder. Um in diesen Genuss zu kommen, muss ein Mitglied bei der Anmietung einer Wohnung insgesamt 10 Geschäftsanteile à 160 Euro plus ein einmaliges Eintrittsgeld von 50 Euro übernehmen. Damit wird ein lebenslanges Wohnrecht erworben. Auch wenn die EWBG mit einem geschäftsführenden Vorstand ähnlich organisiert ist wie andere Unternehmen, werden Überschüsse nicht aus dem Unternehmen herausgezogen, sondern im Interesse der Mitglieder reinvestiert. Durch die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung kann jedes Mitglied die Nutzungs- und Mitwirkungsrechte wahrnehmen und auf demokratischer Basis für eigene Interessen eintreten.

s:coop

Die Kreativgenossenschaft s:coop hat sich 2020 aus der Hochschule der Bildenden Künste Saar heraus gegründet. Aus den anfangs 14 Gründungsmitgliedern (davon zwei Institutionen) ist die Genossenschaft mittlerweile auf 36 Mitglieder aus den unterschiedlichsten Bereichen wie Kunst, Design, Kulturmanagement, Medieninformatik, Architektur, Biotechnologie u. v. m. gewachsen. Die s:coop befindet sich im co:hub66 in der Keplerstraße in Saarbrücken, wo den Mitgliedern unter anderem Arbeitsräume und -geräte zur Verfügung stehen und unterschiedliche Menschen an einem Ort zusammenkommen. Gegenstand der Genossenschaft ist die Förderung kollaborativen Handelns im Kontext von Beruf und Weiterbildung und somit die Förderung und Betreuung der Mitglieder mittels gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs. Überschüsse werden im Interesse der Mitglieder reinvestiert.

unterstützt. Bestehende Förderprogramme sollten dahingehend überprüft werden, ob die genossenschaftliche Organisationsform ausreichend berücksichtigt ist. Für anlageintensive Genossenschaften, z. B. im Wohnungs- oder Energiebereich, sollte ein Eigenkapitalbeteiligungsprogramm zur Verbesserung der Finanzierungsbasis auf den Weg gebracht werden. Beispielsweise könnten die Beteiligungsgrundsätze der Saarland Eigenkapitalgesellschaft (SEK) derart erweitert werden, dass der Kauf von Genossenschaftsanteilen ermöglicht wird. Zudem sollten Bedingungen geschaffen werden, damit genossenschaftliche Wohnprojekte bei Grundstücksvergaben oder dem Verkauf von Immobilien bevorzugt werden. Wünschenswert wäre, wenn die neue SPD-Landesregierung die genossenschaftliche Förderung an der Saar entschieden voranbringt. Wenn sich die Sozialdemokratie ihrem historischen Selbstverständnis nach als traditionelle Säule der Arbeiterbewegung neben Gewerkschaften und Genossenschaften sieht, könnte das als ein erster Annäherungsversuch für viele enttäuschte ArbeitnehmerInnen verstanden werden.

Oft wird die Frage gestellt, ob Genossenschaften tatsächlich eine Alternative zur vorherrschenden Produktions- und Organisationsform darstellen und zu einem gesellschaftlichen Wandel beitragen können. Karl Marx und Friedrich Engels blieben da skeptisch: Zwar kann durch genossenschaftliche Organisation der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit innerhalb des Betriebs aufgehoben werden, allerdings besteht die Gefahr, dass die »GenossInnen« doch selbst zu KapitalistInnen werden.

Aber selbst wenn Genossenschaften auf dem Markt agieren wie normale Unternehmen: Durch ihre Eigentumsstrukturen stellen sie immerhin die bestehende Ordnung infrage. Die Etablierung von Genossenschaften sollte dabei als einer von mehreren (Fort-)Schritten verstanden werden. Dazu zählen z. B. der Ausbau öffentlicher Güter und Infrastruktur, Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit, Ausbau solidarischer Unterstützungsstrukturen etc. Allerdings gilt es auch, nicht stehen zu bleiben, sondern den Weg zu dem erforderlichen Systemwechsel ernst zu nehmen und mit Ausdauer weiter zu bestreiten.



Eisenbahner-Wohnungsbau Genossenschaft am Rodenhof. Foto: Jonas Boos

„Den Nazis eine schallende Ohrfeige versetzen!“

Ein literarischer Kammermusikabend zum NS-Widerstand



Samstag, 24. September 2022
Beginn 19:00 Uhr

Stiftung Demokratie Saarland
Europaallee 18
66113 Saarbrücken

Literarisches Kammerkonzert
mit Roman Knižka
und dem Bläserquintett Opus 45

Musik von Paul Hindemith,
Pavel Haas und György Ligeti

Texte von Bertolt Brecht, Kurt Tucholsky,
Erich Kästner, Oskar Maria Graf u.a.

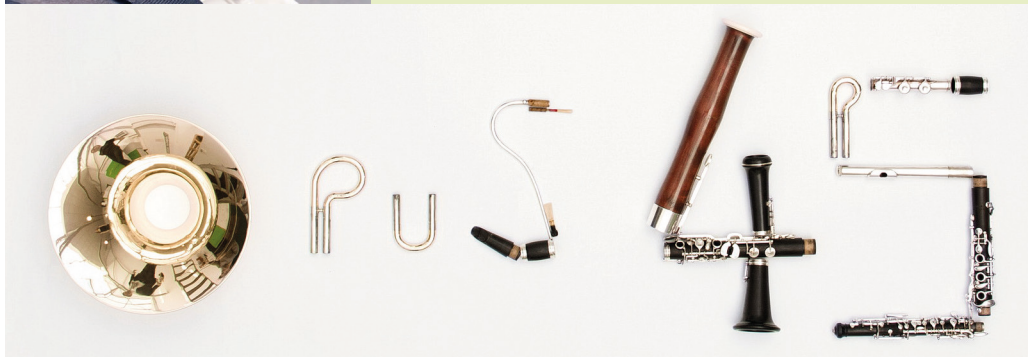


Foto opus45: Lena Giovanazzi
Foto Roman Knižka: Jens Koch

Weitere Informationen und Termine zu geplanten
Veranstaltungen finden Sie auf unserer Website
boell-saar.de und **facebook.com/BoellSaar**
Mehr Informationen zur Konzertreihe: **opus-45.de**

Eine Kooperationsveranstaltung
im Rahmen der Reihe
KULTUR trifft ZEITGESCHICHTE
mit der Synagogengemeinde Saar



Stiftung Demokratie Saarland



Heinrich-Böll-Stiftung Saar

Neikesstraße endlich umbenannt

Auf Veranlassung des Bezirksrats Mitte wurde im Februar 2022 die Ehrung des NS-Täters Hans Neikes beendet

Von Sadija Kavgić

Gegen die Ehrung des ehemaligen Saarbrücker Oberbürgermeisters Hans Neikes (1921–1935) durch die Benennung einer zentral gelegenen Straße in Saarbrücken gab es immer wieder Kritik. 1995 forderte der VVN – Bund der AntifaschistInnen eine Umbenennung der Straße. Die Stadt Saarbrücken sah allerdings keine Veranlassung, auf die Ehrung des Antisemiten und Hitler-Anhänger zu verzichten. Neikes hatte bereits 1934 dafür gesorgt, dass Hitler zum Ehrenbürger von Saarbrücken ernannt wurde und initiierte Verfolgungsmaßnahmen gegen die Jüdinnen und Juden der Stadt, Demokraten und die Saarbrücker Arbeiterbewegung. Im Frühjahr 2019 wurde die Öffentlichkeit mit einem Beitrag in den *Saarbrücker Hefen 119* ausführlich über die Tätigkeiten Neikes informiert. Er hatte nicht nur in den Jahren 1933 bis 1935 den antisemitischen Alltagsterror in Saarbrücken mitorganisiert, sondern war in den Jahren 1942 bis 1944 für die Enteignung und Deportation Zehntausender Berliner Jüdinnen und Juden in die Vernichtungslager mitverantwortlich. Als Leiter der Rechtsabteilung der Generalbauinspektion war Neikes einer der zentralen Funktionäre des Verfolgungsapparats. Dies bestätigte auch die Historikerin Susanne Willems bei einer im November 2019 von der Heinrich-Böll-Stiftung organisierten Veranstaltung. Dort stellte sie ihre bereits 2002 publizierte Studie »Der entsiedelte Jude. Alberts Speers Wohnungsmarktpolitik für den Berliner Hauptstadtbau« vor. Sie belegte noch einmal die Mitverantwortung Neikes für die Enteignung und Deportation von etwa 50.000 jüdischen Berlinern. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde seine Verantwortung von saarländischen Historikern und Archivaren immer wieder relativiert. Der Bezirksrat Mitte und Bürgermeister Stefan Brand (CDU) sahen sich schließlich veranlasst, aktiv zu werden.

Der Bezirksrat Mitte bildete eine Straßennamenkommission, mit dem Auftrag, alle Straßennamen unter den Antisemitismus-,



Foto: Klaus Gietinger

Rassismus-, Kolonialismus-, Militarismus- und Nationalsozialismus-Gesichtspunkten zu untersuchen. Überprüft wurden über 50 Namen. Auf Grundlage der Bewertungen des Leiters des Stadtarchivs Hans-Christian Herrmann erarbeitete die Kommission Empfehlungen für den Bezirksrat Mitte. Diese wurden im Mai 2021 veröffentlicht und sind online zugänglich.

Die Umbenennung der Neikesstraße wurde im Bezirksrat Mitte einstimmig beschlossen. Einem mehrheitlichen Votum der Anwohner entsprechend wurde sie am 23. Februar 2022 in die »Kleine Rosenstraße« umbenannt. Auch die Heinkelstraße, Lüderitzstraße, der Oberst-Petersen-Weg und die Dr.-Vogeler-Straße sind schon oder werden bald umbenannt. Angesichts der Fülle der untragbaren Namen im Straßenbild Saarbrückens ist damit jedoch gerade nur der erste Schritt getan. Die Kritik an einigen Namen wie »Straße des 13. Januars«, »Senator-Richard-Becker-«, »Egon-Reinert-«, »Franz-Josef-Röder-«, »Hindenburg-« sowie »Matthias-Iven-Straße« wird nicht verstummen (siehe »Die Mühen der Erinnerung«). Ein Kommentar zum Bericht der Straßennamenkommission von Erich Später in *Saarbrücker Hefte 124*). Außerdem sind da noch die Ehrengräber. Auf eine Nachfrage der *Saarbrücker Hefte* Ende 2019 teilte die Pressestelle der Stadt mit: »Sobald die Stadtverwaltung eine grundsätzliche Lösung gefunden hat, was den Umgang mit Ehrungen für ehemalige Ehrenbürger mit kritikwürdiger NS-Vergangenheit betrifft, werden die entsprechenden Gräber abgeräumt.«

Schilda in Tholey

Eine Abteikirche wird restauriert und der saarländische Denkmalschutz beschädigt

Von Uwe Loebens

Bei der Restaurierung der Abteikirche in Tholey prallen das Kloster, die Mäzene und der saarländische Denkmalschutz heftig aufeinander und lassen Federn. Ein Lehrstück, wie im Saarland ein kulturhistorisches Monument in die Zange von Selbstherrlichkeit, Ignoranz und behördlicher Ohnmacht gerät.

Eine Kirche wechselt den Besitzer

Die Kirchliche Denkmalpflege des Bistums Trier ist nicht gut auf das Benediktinerkloster in Tholey zu sprechen. Diözesankonservatorin Barbara Daentler reagiert (2018) gereizt. »Ach, hören Sie auf mit Tholey«, blafft sie und leitet harsch an den zuständigen Sachbearbeiter Andreas Weiner weiter. Auch der benötigt keine Sekunde, um von Betriebstemperatur auf explosive Überhitzung hochzukochen. Der Anlass: die Restaurierung der Abteikirche St. Mauritius. Der Grund: Beratungsresistenz und enthemmte Ignoranz der Tholeyer Verantwortlichen. Das Opfer: ein Denkmalschutz, der um seine Durchsetzungsfähigkeit ringt, ein deprimierender Kampf.

Die Abteikirche St. Mauritius ist als frühgotische Kirche ein bedeutendes Bauwerk dieser Epoche im Saarland. Sie wurde im 13. Jahrhundert auf den Fundamenten eines abgebrannten Vorgängerbaus errichtet. Die querhauslose dreischiffige Kirche ist eine gedrungene Vertreterin der sonst mit schlanken, hoch aufstrebenden Kathedralen assoziierten Gotik. Ihr wuchtiger Kirchturm atmet noch deutlich den Geist der Romanik. Zu ihren Eigentümlichkeiten zählt der seitliche Haupteingang, das sogenannte Nordportal mit einem der ältesten noch erhaltenen Tympani. Trotz barocker Ein- und Umbauten und mancherlei Verwüstungen während der Französischen Revolution hat sie ihren architektonischen Charakter bewahrt. Heerscharen von SchülerInnen und unerschrockenen

KulturtouristInnen erinnern sie als düsteres Bauwerk, um dessen Säulen der Mief eines provinziellen Katholizismus weht.

Das dazugehörige Benediktinerkloster, das in den an die Kirche in späterer Zeit angebauten Konventsgebäuden haust und west, wird als eine der ältesten Klostergründungen in Deutschland gehandelt. Die vom Klosterangehörigen Wendelinus in die Welt gesetzte Behauptung, es sei gar die älteste, fußt allerdings auf einer interpretatorischen Überdehnung erhaltener Dokumente, weniger auf Wissenschaft als auf Wunschdenken. Kirchenhistoriker Joachim Conrad verweist darauf, dass das Stift St. Arnual in Saarbrücken eine noch ältere Klostergründung ist. Trotzdem wird die Wendelinus'sche Mär medial munter weiterverbreitet. Die sehr wechselhafte Geschichte des Klosters von Downs und Ups gipfelte 2008 in einem neuen Tiefpunkt, als das Kloster wegen Misswirtschaft vor dem Ruin stand und unter anderem mit Geldern der CDU-geführten Landesregierung gerettet werden musste. Ein neuer, bis heute amtierender Abt führte es in ruhigere Fahrwasser.

Mauritius Choriol, ehemals ein Koch der Spitzengastronomie in Luxemburg, hat im klösterlichen Dienst seine Bestimmung gefunden. Er ist ein Mann jenseits der Lebensmitte, dem man seine christliche Überzeugung und die Güte abnimmt, die hinter seiner Brille aus den Augen funkelt, einer, der sich Frieden auf Erden wünscht. Streitbar wirkt er jedenfalls nicht. In der französischen Sprache zu Hause und im Deutschen nicht immer

ganz sattelfest, droht er angesichts der heranrollenden Ereignisse ins Hintertreffen zu gelangen. Anfangs scheint er sogar von ihnen überfordert. Aber als Chef von inzwischen wieder elf Mönchen erlernt auch er schnell den Umgang mit der Pressemeute.

Göttlicher Lohn und irdische Geldgeber

Die Schwierigkeiten mit der Denkmalpflege beginnen, als das Kloster die Abteikirche Ende 2017 zurückkauft und Bruder Wendelinus, inzwischen Pater, als öffentliche Stimme des Klosters auftritt. Die Kirche gehörte, kurios genug, seit der Französischen Revolution der Tholeyer katholischen Kirchengemeinde, der sie nun zu groß und in der Erhaltung zu teuer geworden ist. Über den Kaufpreis schweigt sich der zuständige Pfarrer aus, klingt dabei aber sehr vergnügt.

Auch die zu veranschlagenden Kosten der Kirchensanierung, zu der sich die Mönche als Gegenstand des Kaufvertrags verpflichtet haben, werden selbst nach Abschluss der Maßnahmen nicht öffentlich. Einen ungefähren Einblick über deren Volumen gewährt Wendelinus in einem Interview Herbst 2018. Dabei extrapoliert er die Kosten für den Kirchturm auf das Langhaus. Der Turm hat 1,2 Millionen Euro verschlungen, finanziert aus klostereigenen Rücklagen, aus Mitteln des Bistums Trier, das die Gesamtanierung unterstützt, und der Stiftung Deutscher Denkmalschutz, die 130.000 Euro beisteuert. Größere und kleinere Spenden kommen dazu. Fördermittel von Land und Bund wären beantragt. Die Langhaussanierung, so Wendelinus damals, werde zwischen 2 und 2,5 Millionen Euro kosten, 2021 wird das Gesamtvolumen auf fünf bis zehn Millionen Euro geschätzt. Die Innenraumertüchtigung werde das Kloster zu hundert Prozent aus eigenen Mitteln stemmen. Man habe eine überraschende Erbschaft gemacht und verlasse sich auf Spenden.

Eine Krux der Gesamtfinanzierung ist die Unterstützung durch das Land aus einem schwach ausgestatteten Denkmalschutzfördertopf von 300.000 Euro für die Förderung aller privaten Maßnahmen. Laut Landesdenkmalamt wurde für die Sanierung der Abteikirche eine Co-Förderung aus dürftigen



Abteikirche Tholey: Die Kirche nach Ende der Restaurierungsmaßnahmen. Foto: Uwe Loebens

Landesmitteln, daran gekoppelten, deshalb ebenfalls überschaubaren Bundesmitteln und der Förderung durch die Stiftung Deutscher Denkmalschutz geschnürt. Laut *Saarbrücker Zeitung* vom 7.10.2020 flossen 95.000 Euro vom Landesdenkmalamt für die Gesamtmaßnahme und weitere etwa 260.000 Euro durch das Wirtschaftsministerium inklusive EU-Förderung auch für die Erweiterung des klostereigenen Gästehauses. Diese im Verhältnis geringe finanzielle Beteiligung des Landes an der Sanierung der Abteikirche schwächt in der Folge die argumentative Position der Denkmalpfleger gegenüber den Mönchen.

Umso glücklicher schätzt sich das Kloster, mit der Inhabererfamilie der in Schmelz-Limbach ansässigen Meiser Holding eine getreue Großspenderin an der Seite zu wissen. Familienpatriarch Edmund Meiser baute seinen 1956 gegründeten Stahl- und Eisenhandel zu einem mittelständischen metallweiterverarbeitenden Unternehmen mit Standorten in Deutschland, Belgien, Osteuropa und Nordafrika und weltweit 3.000 Mitarbeitern aus. Eine typische Nachkriegserfolgsgeschichte, die allerdings 2011 einige Kratzer abbekam, als das Unternehmen für die Erweiterung seines Standortes im saarländischen Limbach zehn Millionen indirekte Fördermittel von der CDU-Landesregierung abgriff und – vom



Pater Wendelinus, Sprachrohr des Klosters.
Foto: Christoph Schwingel (SR)

Landesrechnungshof heftig kritisiert – eine Landstraße zum Firmenstandort umplanen ließ, die bezeichnenderweise Edmund-Meiser-Straße heißt. Noch mehr Kratzer bekam das Unternehmensimage, als ruchbar wurde, dass die Firma für die neu geschaffenen Arbeitsplätze in Limbach polnische Billigarbeiter anheuerte. Spätestens seitdem hegt die Unternehmerfamilie ein gestörtes Verhältnis zu den Medien und ihren Vertretern. Auf die Enthüllungen des *Saarländischen Rundfunks* 2013 reagierte sie ungehalten und stärkte in Zeitungsanzeigen gegen den Sender. Während der Sanierungsmaßnahmen der Abteikirche, an denen sich die Familie Meiser maßgeblich beteiligt, ist ihr öffentliches Schweigen mit einer signifikanten Ausnahme sehr laut.

Die Motivation vor allem Edmund Meisers, sich finanziell so stark ausgerechnet für dieses Kloster zu engagieren, entspringt einer erzkatholischen Frömmerei. Hat sich die Familie doch schon eine Privatkapelle, angefüllt mit religiöser Kunst, darunter ein Gemälde von Lucas Cranach, auf ihren Grundbesitz gestellt. Zudem nutzen die sich als Provinzialfürsten gerierenden Meisers auch die Arbeitsplätze ihres Unternehmens als wirtschaftspolitisches Faustpfand. Man pflegt bevorzugt mit der CDU des saarländisch-katholischen Bibelbelts (Kreise Merzig-Wadern und St. Wendel) und des Landes Kontakt. Deshalb wird man im Hause Meiser auch im Oktober 2020 mit Wohlgefallen der Zeitung entnommen haben, dass der häufig mit messerscharfen Fehlanalysen auffällige Oskar Lafontaine, der etwa zuletzt Ende März im TV-Talk »Sandra Maischberger« den amerikanischen Präsidenten Joe Biden mit Wladimir Putin als Kriegsverbrecher gleichsetzte, sich

im hochkochenden Denkmalstreit schützend vor die Familie Meiser wirft und ihnen quasi mit einer rhetorischen Lex Meiser einen Freibrief für Denkmalsünden ausstellt.

Ein Land wie das chronisch defizitäre Saarland ist besonders auf die Großzügigkeit potenter Mäzene angewiesen, umso mehr beim Denkmalschutz, der ohne Privatengagement nicht realisierbar wäre. Das verkompliziert den Umgang mit der Familie Meiser. Ohne ihr außergewöhnliches Engagement wäre die Sanierung der Kirche nicht zu stemmen. Aber die Grenze zwischen Distinktion von Mäzenatentum und übergriffiger neureicher Ignoranz ist schmal. In Tholey wird sie zum Schaden des Denkmals mehrfach eingerissen. Hinzu kommt der Zeitdruck. Eine nach den Sanierungsarbeiten in neuem Glanz erstrahlte Abteikirche soll das letzte große Geschenk an den hochbetagten Patriarchen werden.

Exemt oder renitent?

Mit dem Verkauf der Kirche an das Kloster ändert sich die Rechtsgrundlage für den Denkmalschutz, die im Falle katholischer Bauwerke auf saarländischem Boden ohnehin komplex ist. Während etwa in Rheinland-Pfalz katholische Besitztümer konservatorisch von den jeweiligen Bistümern betreut werden, liegt die denkmalschützerische Aufsicht aller Kirchenobjekte im Saarland ausschließlich bei der Landesbehörde. Bei innerkirchlichen Fragen wird dem zuständigen Bistum allerdings ein Vorrang eingeräumt. Das regelt das Saarländische Denkmalschutzgesetz in Paragraph 30, Absatz 1: »Bei Entscheidungen über Kulturdenkmäler, die der Religionsausübung dienen, sind die von den Kirchen und Religionsgemeinschaften festgestellten religiösen Belange zu beachten. Erkennt das Landesdenkmalamt die geltend gemachten religiösen Belange nicht an, entscheidet die zuständige kirchliche Oberbehörde oder die entsprechende Stelle der betroffenen Religionsgemeinschaft im Benehmen mit der Obersten Denkmalbehörde.«

Im Fall der Abteikirche Tholey begleiteten die saarländischen Denkmalpfleger die Sanierung zunächst in enger Absprache und, wie es heißt, reibungslos mit der bischöflichen Verwaltung in Trier. Mit dem Verkauf der Kirche an das Kloster haben die Trierer

Konservatoren jedoch ihre Zuständigkeit verloren – zumindest nach Auffassung der Mönche. Aus deren Sicht ist das Kloster kirchenverwaltungsrechtlich exemt, also direkt dem Papst und seinen Paladinen unterstellt. Der Schwarze Peter liegt jetzt ausschließlich bei der saarländischen Denkmalpflege. Das wäre nicht weiter erwähnenswert, wenn die verzackte Rechtslage nicht zu den absonderlichsten Situationen führen würde.

Das Problem ist das Kloster. Der Trierer Konservator Weiner wird deutlich: Man ignoriere seitens des Klosters sämtliche Usancen im Umgang mit einem historischen Gebäude dieser Güteklasse. Einen Schuldigen dafür hat Weiner auch ausgemacht: Pater Wendelinus, eine selbst ernannte Geschichtskoryphäe. Er hat für seine zehn Mitbrüder und den Abt, die nach seiner Auffassung dieser Aufgabe nicht gewachsen sind, die Bauherrenschaft für die Kirchenrestauration an sich gerissen. Er ist das Sprachrohr des Klosters gegenüber der Denkmalpflege und nicht zuletzt der willige Vollstrecker fragwürdiger Mäzenatenwünsche – und damit eine der Ursachen, die die Restauration der Abteikirche in Verruf bringen. Nicht ohne Eigeninteresse, wie es scheint: Wendelinus wird der Ehrgeiz nachgesagt, Abt Choriol möglichst bald zu beerben.

Possenspiel um Wohlfühlfaktoren

Mit der Restauration der Kirche beginnt ein Possenspiel der ganz besonderen Art. Es knallt gleich zu Anfang ordentlich zwischen Kloster und Denkmalschutz. Wieder schäumt der Trierer Konservator Weiner am Telefon: Die Oberste Denkmalbehörde, also das Kultusministerium, habe nach einer Intervention der saarländischen Staatskanzlei, die wiederum auf briefliche Aufforderung der Familie Meiser reagierte, den zuständigen, aber missliebigen Sachbearbeiter des Denkmalamtes von der Betreuung des Klosters abgezogen und durch einen in der Gotik weniger bewanderten Mitarbeiter ersetzt. Ein ungeheuerlicher Vorgang, findet Weiner. Die Staatskanzlei dementiert am 26.11.2018 interpretationsfähig:

»Der Ministerpräsident hat nach Hinweisen auf Probleme – wie in solchen Fällen üblich – den zuständigen Minister, Herrn Commerçon, informiert. Insofern ist es eine



Georg Breitner, neuer saarländischer Denkmalpfleger. Foto: Heike Steiner (SR)

Fehlinformation, dass die Staatskanzlei bzw. der Ministerpräsident eine entsprechende Abberufung veranlasst haben.«

Auch das Kultusministerium winkt auf Anfrage ab. Man habe den Mitarbeiter wegen seines, gelinde gesagt, wenig diplomatischen Auftretens sicherheitshalber von seiner Aufgabe in Tholey entbunden.

Die Innenraumgestaltung der Abteikirche galt als Musterbeispiel für die in den 1950er-Jahren vorweggenommene Umsetzung der fortschrittlichen liturgischen Beschlüsse des späteren 2. Vatikanischen Konzils und wäre laut Weiner als solche dringend erhaltenswert. Wendelinus kümmert das wenig. Er spielt nach Belieben mit der Kirchengestaltung herum. Besonders die Kirchenfenster aus den 1960er-Jahren sind ihm ein Dorn im Auge. Der damalige Mitbruder Robert Köck hatte sie in der Nachfolge von Meistermann, dem Gestalter der Fenster in der Saarbrücker Schlosskirche, entworfen und für theologische Inhalte ungegenständliche Bildformulierungen gefunden. Durch Umwelteinflüsse stark geschädigt, sollen sie nun entfernt werden. Ihre Restauration, wie von den Denkmalschützern gefordert, verwerfen Wendelinus und die Mäzene als zu teuer. Ihr Wille ist klar: Es sollen neue Fenster her. Die ausgebauten sind ihnen zu abstrakt und deshalb unverständlich – meint, sie sind zu hässlich. Wendelinus formuliert es so: »Wir sind jetzt im 21. Jahrhundert. Können wir diese Botschaften, wie sie diese Fenster aussagen [...] – passen die noch in eine Theologie des 21. Jahrhunderts? Oder müssen wir heute im Sinne der Nutzung als Sakralbau verständlicher werden, andere Akzente setzen?«

Während noch um den Erhalt der alten Fenster gestritten wird, läuft längst am



Kirchenschiff mit den neuen Fenstern von Gerhard Richter und Mahbuba Maqsoodi. Foto: Heike Steiner (SR)

Denkmalschutz vorbei ein von Wendelinus ins Leben gerufener Kunstwettbewerb für die 32 Fenster der Kirche. Schon in der ersten Stufe wird klar, wohin die Reise gehen soll: zu rückwärtsgewandten Bilderzählungen mit Figurengehampel statt modernistischer abstrakter Beliebigkeit. Aus einer zweiten Wettbewerbsstufe geht die afghanische Künstlerin Mahbuba Maqsoodi mit Wohnsitz München mit ihrem bei aller handwerklichen Brillanz nicht sehr zeitgemäßen Bilderzyklus als Siegerin hervor. Nicht weniger dämlich stehen die Denkmalschützer bei einer neuerlichen Volte von Kloster und Mäzenen da. Von der Beauftragung Gerhard Richters für die drei Fenster im Hauptchor der Kirche erfahren sie aus der Zeitung.

Um die Rechristianisierung der verirrtten Schäflein, die Wendelinus insinuiert, voranzutreiben und den Wohlfühlfaktor der Kirche zu erhöhen, verfallen er, respektive das Kloster, respektive die Mäzenatenfamilie auf die glorreiche Idee, das gereinigte Kircheninnere in einer hellen Farbe zu schlemmen. Waren die Denkmalschützer vom Ausrangieren der Fenster schon wenig entzückt, sehen sie in diesem Ansinnen die nächste Provokation. Die Empörung hilft ihnen freilich nichts: Die farbliche Ausgestaltung des Innenraums ist nach Auffassung der Mönche ein religiöser bzw. liturgischer Belang, und deshalb haben die Denkmalschützer hier mal gerade nichts zu melden.

Liturgie in Hinterzimmern

Die Restaurierung der Abteikirche fällt in eine Umbruchzeit der saarländischen Denkmalpflege. Die Unteren Denkmalbehörden waren abgeschafft, das Landeskonservatorium (die Denkmalpflege) vom Umwelt- zum Kultusministerium gewechselt. Die Neufassung des Denkmalschutzgesetzes von 2018 sieht nun in Konfliktfällen zwischen Denkmalbesitzern und Denkmalpflegern die Moderation durch die Hausspitze vor. Ein weiterer wichtiger Einschnitt war der Abgang des langjährigen Obersten Denkmalpflegers Josef Baulig, der vor allem durch fehlenden Durchsetzungswillen aufgefallen ist und dem Saarland einige Denkmalruinen hinterlassen hat. Sein Nachfolger Georg Breitner findet Ende 2018, da ist die Sanierung der Abteikirche schon voll im Gange, eine verfahrenere Situation vor. Zwar bringt der kantige Dreiundfünfzigjährige eine gehörige Portion Leidenschaft und Leidensfähigkeit mit, doch scheint er sich über saarländische Verhältnisse und deren Beherrschbarkeit hinweggetäuscht zu haben. In sein Engagement mischen sich mehr und mehr Enttäuschung und Fassungslosigkeit. Auch er muss erkennen, dass hier kulturhistorische Werte, Fachkompetenz oder, schlimmer noch, Idealismus wenig, Hinterzimmerabsprachen und Seilschaften umso mehr zählen.

Von der Gesetzesnovellierung und den Personalveränderungen im Amt unberührt geblieben ist der bereits zitierte Paragraph 30. Auf ihm reitet nun Wendelinus herum: die Kirchenfenster religiöser bzw. liturgischer Belang, das Tympanon aus dem 13. Jahrhundert über dem Nordportal religiöser Belang, eine Wandfarbe für das Kircheninnere religiöser Belang und damit vor dem Zugriff des Denkmalschutzes sicher. Wobei Wendelinus bei Letzterer so ganz falsch nicht liegt. Wurden doch gotische Kirchen als ein irdisches Abbild des himmlischen Jerusalems errichtet, das selbst in Details wie der Farbfassung der Wände die gottgeschöpfte Weltenharmonie widerspiegelt. Allerdings ignoriert dieser Sendbote der Selbstherrlichkeit zwei Fakten: Zum einen handelt es sich hier um ein Bauwerk von übergeordnetem kulturhistorischen Interesse, zum anderen favorisiert er eine Wandfarbe, die von den Denkmalschützern als unhistorisch abgelehnt wird.

Die Farbe Gottes

Ein hinzugezogener Steinrestaurator kann anhand von erhaltenen Resten in der Abteikirche eine Abfolge von vier Farbfassungen rekonstruieren. Der von den Mönchen favorisierte Farbton ist nicht dabei. Aufgrund seiner Untersuchungen empfiehlt der Experte die ursprüngliche rötliche Farbfassung mit aufgemalter idealer Mauerfugung, weil der Raum »bis auf den Orgelprospekt, kleinere barocke

Kirchenausstattungs-elemente noch mittelalterlich ist« und somit eine Rekonstruktion des mittelalterlichen Gesamteindrucks möglich sei. Der saarländische Denkmalschutz wiederum will weder die Farbe der Mönche noch eine farbliche Rekonstruktion, sondern plädiert für die Steinsichtigkeit in der Kirche, für ein nur gereinigtes Mauerwerk, so, wie man es seit über hundert Jahren in vielen gotischen Kirchen gewohnt ist. Mit seiner Empfehlung wird sich der Steinrestaurator nicht durchsetzen.

Über die Frage, ob die Farbfassung der Kirche als Bestandteil des Mauerwerks in der Entscheidungsgewalt der Denkmalschützer liegt oder Ausdruck der christlichen Heilsbotschaft und damit ein religiöser Belang ist, kommt es zum zähen Streit zwischen den Konfliktparteien. Um ihn zu lösen, greift der neu geschaffene Paragraph des Saarländischen Denkmalschutzgesetzes, nach dem die jeweils nächsthöheren Instanzen eine Lösung herbeiführen sollen, also der damalige Kultusminister Ulrich Commerçon und die dem Kloster übergeordnete kirchliche Behörde, also das Bistum Trier. Falsch, ruft Wendelinus in die Runde, als exemtes Kloster ist hier der Papst, respektive der vatikanische Botschafter, der Nuntius in Berlin, zuständig. »Quatsch,« sagen die Trierer, »was die Fragen der Liturgie angeht, ist immer noch der Bischof zuständig.«

Ministerium und Kloster beschließen, in einem gemeinsamen Brief an den Berliner Nuntius eine grundsätzliche Klärung der



Provisorische
Musterachsen zeigen
die unterschiedlichen
Farbfassungen der
Kirche im Laufe der
Jahrhunderte.
Foto: Uwe Loebens

Zuständigkeiten und der Grenze zwischen liturgischem Belang und denkmalschützerischem Zugriff herbeizuführen. Der abgestimmte Brief wird laut Insidern von Wendelinus nachträglich in seinem Sinne aufgehübscht und der Denkmalschutz darin als ein wenig trottelig dargestellt. So oder so, der Nuntius gibt sich in diesem hochgelahrten Streit überfordert und zögert eine Antwort hinaus. Vielleicht muss er in Rom diesen fundamentalen theologischen Streit entwirren lassen. Bis zum Entscheid setzt er das Bistum Trier kommissarisch als vorgesetzte Behörde des Klosters ein.

Anruf des Autors beim Bistum Trier 2019, wie es denn um das Kompetenzgerangel zwischen Denkmalschutz und Kloster bestellt sei und wie das Bistum sich dazu zu verhalten gedenke. Er wisse von nichts, pöbelt Generalvikar Dr. Ulrich Graf von Plettenberg, Chef der bistümlichen Verwaltung, außerdem gäbe es keinen Konflikt, der eine bischöfliche Intervention erfordern würde.

Hat der Blitzstrahl göttlicher Erkenntnis eingeschlagen, oder hat die Reinigung der Steine, die die Kirche in ein warmes Ocker taucht, die schlemmwütigen Mönche auf den rechten Weg gewiesen? Nein, ein Kuhhandel löst das Problem. Um seine Vorstellungen durchzusetzen, gestattet der Denkmalschutz im Gegenzug den Einbau von Türen mit kitschigen Reliefplatten ins Nordportal. Das Innere bleibt steinsichtig. Als Kompromiss hat man hinter der wuchtigen Orgel auf Musterflächen Farbfassungen der Kirche auferstehen lassen und die noch vorhandenen Farbreste früherer Jahrhunderte konserviert. Dort lässt sich jetzt erahnen, wie die Kirche in vergangenen Zeiten ausgesehen haben mag.

Tympanon aus dem 13. Jahrhundert, hier noch mit den Archivolten, Foto: Christoph Schwingel (SR)



Zahnlos und nicht sehr fröhlich

Was wie der Triumph beharrlicher denkmalpflegerischer Überzeugungsarbeit wirkt, ist in Wahrheit nur ein Trostpflasterchen dafür, dass die saarländischen Konservatoren an anderer Stelle überrumpelt werden. Der Landeskonservator traut seinen Augen nicht, als er im März 2019 die Abteikirche besucht. Die Archivolten über dem frühgotischen Nordportal der Kirche, die zu den frühesten Zeugnissen ihrer Art zählen, sind weg, einfach weg. Stattdessen blickt er jetzt auf bröseliges Gemäuer und einen T-Träger, der es sichert. Die Archivolten in einer Nacht- und Nebelaktion abgemeißelt, und das noch nicht einmal fachkundig. Diese Abbrucharbeiten waren weder beim Denkmalschutzamt beantragt worden, wie es die Vorschriften verlangen, geschweige denn genehmigt worden.

Das stark verwitterte Tympanon, das noch erkennbar die Auferstehung Christi zeigt, war von einem Figurenkranz aus Kirchenvätern, Heiligen und allerlei himmlischem Personal, eben den Archivolten, gerahmt worden. Hier hatten Wind und Wetter ganze Arbeit geleistet, die Skulpturen konnte man bestenfalls noch erahnen. Für die Mönche ein untragbarer Zustand, ihnen war dieses Tympanon nicht mehr adorabel genug. Gegen ihre Beteuerungen, nicht eigenmächtig in dieser Angelegenheit vorzupreschen, schritten sie jetzt zur Tat. Ihre Beteuerungen – eine Finte. Denn längst hatten sich die Mönche ein neues Tympanon samt Archivolten bei einem Würzburger Meister des Barockkitsches bestellt und sogar ein Foto von Figuren seines Archivolten-Modells Ende 2018 stolz in ihrem Tholeyer Brief Nr. 56 veröffentlicht. Es mag zwar sein, dass die Mönche, vom Heiligen Geist besetzt, aber von allen guten Geistern verlassen,

meinten, an das verwitterte Originalgestein Hand anlegen zu können. Wahrscheinlicher aber ist, dass die Mäzene im Hintergrund ungeduldig endlich Fakten schaffen wollten. Zumindest hatten sie diese dubiose Aktion offenbar gebilligt, denn das abgemeißelte Relief wird in einer ihrer Unternehmenshallen zwischengelagert, wie sich später herausstellt.

Die Empörung im Ministerium und in den Medien über diesen Akt der Ignoranz ist groß. Henning Freese, Vorsitzender des stellungsbereiten Landesdenkmalrates, ein die Denkmalpfleger beratendes Gremium aus Kunsthistorikern, Architekten und anderen ExpertInnen rügt in einem öffentlichen Brief: »Die Vertreter einer Institution, die immer wieder die Rolle der »ältesten Abtei Deutschlands« für sich reklamiert, entfernen das wichtigste sichtbare Zeugnis ihrer mittelalterlichen Vergangenheit aus der Klosterkirche. Ein solcher Vorgang mutwilliger Beschädigung ist unseres Wissens einzigartig in Deutschland.«

Aber mehr als wohlfeile Formulierungen kommen vom Denkmalrat nicht. Dabei schreibt das Saarländische Denkmalschutzgesetz für einen Frevel dieser Art massive Strafen bis zu 500.000 Euro vor. In besonders schweren Fällen ist sogar eine Enteignung möglich. Paragraph 16, Absatz 1 lautet:

»Kann eine Gefahr für den Bestand oder die Beschaffenheit oder das Erscheinungsbild eines in die Denkmalliste eingetragenen Kulturdenkmals auf andere Weise nicht nachhaltig abgewehrt werden, so ist die Enteignung zugunsten des Landes oder einer anderen juristischen Person des öffentlichen oder privaten Rechts zulässig, soweit deren Aufgabe oder satzungsgemäßer Zweck dem mit der Enteignung erfolgten Ziel entspricht. Die Enteignung erfolgt auf Antrag der Landesdenkmalbehörde zugunsten des Landes oder,

soweit deren Einverständnis hergestellt ist, zugunsten einer kommunalen Gebietskörperschaft oder einer sonstigen juristischen Person des öffentlichen oder privaten Rechts.«

Aber weder ein Strafgehalt noch die Enteignung der Abteikirche werden überhaupt in Erwägung gezogen. Es würde nichts bringen, heißt es aus Denkmalschutzkreisen: »Das bezahlen die Meisers doch aus der Portokasse.« Ein seltsames Rechtsverständnis. Faktisch will man die Mäzene nicht verprellen, könnten sie doch beleidigt ihre Finanzierungszusagen zurückziehen. Deren Patriarch fletscht öffentlich die Zähne. Er beschimpft in einem Infoblatt des Klosters das Landesdenkmalamt als »Verhinderungsamt«, das »fast schon mit allen Mitteln« den Einbau eines neuen Portals verhindere, und mahnt die fehlende Unterstützung der Landesregierung an.

Das Kultusministerium samt Denkmalbehörde trickst sich aus der vertrackten rechtlichen Situation. Das Kloster darf nachträglich eine Genehmigung für die Entfernung der Archivolten beantragen. Der Antrag wird selbstredend abschlägig beschieden und mit der Aufforderung verbunden, sie wieder unverzüglich anzubringen, der bis heute nicht Folge geleistet worden ist. Stattdessen kontern die Mönche und beantragen ebenfalls erfolglos die Genehmigung für die Anbringung der neuen Archivolten aus Würzburg. Die abgemeißelten alten werden zwischenzeitlich zu einem Institut für Steinkunde verfrachtet, um ihren Zustand zu untersuchen und entsprechende konservatorische Maßnahmen in die Wege zu leiten. Dort lagern sie bis heute. Auf Nachfrage vermeldet Wendelinus: »Seit Ende letzten Jahres [2020, d. Verf.] haben sich LDA [Landesdenkmalamt] und Abtei auf einen behutsamen Prozess mit der Auslotung von Möglichkeiten unter Einschaltung



Bröseliges Mauerwerk und T-Träger, Foto: Christoph Schwingel (SR)

von Experten verständigt. Dieser ist im Laufen und erfordert wohl noch Zeit. Bis dahin wird es seitens der Abtei keine Maßnahmen geben.«

Die Denkmalpfleger bestanden darauf, dass der Expertenrat über die Konservierungsmaßnahmen des gesamten Tympanons entscheiden soll. Bis es so weit sein wird, verdeckt schamhaft eine Holzblende das beschädigte Mauerwerk über dem Nordportal. Kurzum: Die Konfliktparteien spielen auf Zeit.

Aus den Eigenmächtigkeiten der Mönche zieht die Stiftung Deutscher Denkmalschutz Konsequenzen. Bis dahin hat sie, die selbst von privaten Geldgebern abhängig ist und deshalb zur Vorsicht neigt, dem munteren Treiben in Tholey langmütig zugeschaut. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Sie friert ihre zugesagten Fördergelder ein.

Eine neue Wendung in Sachen Nordportal wird Mai 2022 öffentlich. Obwohl das Kloster nach wie vor ein neues Tympanon bevorzugen würde, willigt es ein, »konsensual eine Lösung für das Nordportal zu suchen, die sowohl religiöse als auch konservatorische bzw. denkmalpflegerische und kulturelle Belange, aber auch die Verkehrssicherheit hinreichend berücksichtigt«. (Zitiert nach *Saarbrücker Zeitung* vom 14./15. Mai 2022.) Im Klartext: Soweit irgend möglich soll das alte Tympanon wieder hergestellt werden und mit einem Schutzvorbau gegen Witterungseinflüsse gesichert werden. Offenkundig haben die Mönche weder vom Nuntius in Berlin noch von der Beuroner Kongregation, dem Zusammenschluss deutschsprachiger Benediktinerklöster, der jetzt aus dem Hut gezauberten kirchlichen Oberbehörde des Tholeyer Klosters, in der Frage des religiösen bzw. liturgischen Belangs die erhoffte Rückendeckung erhalten. Die Beuroner hatten auf Nachfrage des Autors bereits vor drei Jahren abgewunken: Da die einzelnen Benediktinerabteien autonom seien, sei auch der Streit mit den Denkmalpflegern ausschließlich ihr Bier. Die Tholeyer legitimieren vor allem vor sich selbst ihr Einlenken in Sachen Tympanon damit, dass ihr Verkündigungsauftrag durch die neuen Kirchenfenster erfüllt sei und nicht mehr über ein neu gestaltetes Tympanon repräsentiert werden müsse. Mehr ist von den Tholeyer Mönchen nicht zu erfahren. Der sonst so freundliche Abt Mauritius Choriol lehnt eine weiter gehende Stellungnahme harsch ab.

Gleichzeitig wird bekannt, dass sich die Familie Meiser als Geldgeber vom Kloster zurückzieht. Gründe unbekannt. Schon im Herbst vergangenen Jahres wiesen Insider auf eine Missstimmung zwischen Mäzenen und Kloster hin. Ziehen sie sich jetzt beleidigt zurück, weil sich ihre Vorstellung von der Verschönerung des Nordportals nicht durchsetzen lässt, oder wurden die Erwartungen des Klosters zu unmäßig? So oder so – der Rückzug trifft das Kloster hart. Allein die Wiederherstellung des Nordportals soll bis zu 200.000 Euro kosten.

Ende einer Geisterfahrt

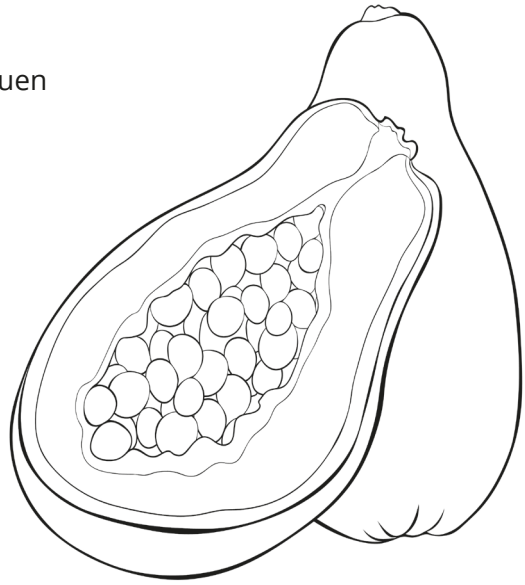
Ende gut, alles gut? Die Restaurierung der Abteikirche ist bis auf das Tympanon über dem Nordportal bereits Ende 2020 abgeschlossen. Ihr Ergebnis bietet weniger Grund zur Klage als der Vorgang selbst. In Sachen Nordportal wird der Denkmalpfleger Georg Breitner nicht ganz zu Unrecht wegen seiner Beharrlichkeit gefeiert. Derzeit, so heißt es, macht er sich auf die Suche nach neuen Finanziers für die Wiederherstellung des Nordportals. Im Zweifel, und so könnte es durchaus enden, muss das Land, also die Allgemeinheit für die Behebung eines Schadens aufkommen, den die Ignoranz der Mönche und ihrer Mäzene verursacht hat. (Eine Stellungnahme von Georg Breitner war trotz mehrfacher telefonischer Anfrage bis Redaktionsschluss 22. Mai 2022 nicht zu erhalten.) Juristen halten aber auch einen Rechtsstreit mit den Mäzenen um Haftung und Folgekosten für möglich.

Die Vorgänge um die Abteikirche sind ein Lehrstück von Selbstherrlichkeit und behördlicher Machtlosigkeit. Schaden genommen hat auch die Glaubwürdigkeit des saarländischen Denkmalschutzes und des Kultusministeriums. Wer will noch das Denkmalschutzgesetz ernst nehmen, wenn die Behörde nicht bereit ist, es mit Nachdruck durchzusetzen, sondern eher wie ein Bittsteller auftritt. Die Frage ist, wie weit sie sich ohne öffentlichen Druck und Empörung gegenüber Kloster und Mäzenen in dieser Sache hätte behaupten können. Auch diese haben dank ihrer ignoranten Übergriffigkeit Schaden an ihrem Ruf genommen. Aber die Abteikirche hat schon ganz andere Stürme überdauert.

Die Ärzte werden knapp

Versorgung ungewollt schwangerer Frauen

Von Laura Weidig



Der Feldzug gegen die körperliche Selbstbestimmung von Frauen schreitet weltweit voran: In Polen sind allein in diesem Jahr bereits mehrere Frauen gestorben, weil ihnen aufgrund der restriktiven Abtreibungsgesetze Schwangerschaftsabbrüche verweigert wurden. In den vereinigten Staaten erwägt das Oberste US-Gericht, das Grundrecht auf Abtreibung – erstritten 1973 durch das Grundsatzurteil »Roe gegen Wade« – zu kippen.

Wie sieht es in Deutschland aus? Hier hat die Bundesregierung jüngst einen Gesetzentwurf zur Streichung von § 219a StGB – dem sogenannten Werbeverbot – vorgelegt. ÄrztInnen sollen demnach künftig online darüber informieren dürfen, ob sie Schwangerschaftsabbrüche vornehmen und welche Methoden sie dafür anwenden. Ohne – wie bisher – dafür strafrechtliche Verfolgung befürchten zu müssen. »Ein wichtiger Schritt« und »längst überfällig«, wie die kurzzeitige Bundesfrauenministerin Anne Spiegel konstatierte. Aber: Der zugrundeliegende § 218f. StGB soll, Stand jetzt, nicht angetastet werden – Schwangerschaftsabbrüche sind demnach weiterhin eine Straftat, die lediglich unter bestimmten Bedingungen straffrei ist: Vor jedem Schwangerschaftsabbruch muss eine sogenannte Schwangerschaftskonfliktberatung bei einer staatlich anerkannten Beratungsstelle erfolgen. Danach sind zwingend drei Tage Wartezeit bis zum Abbruch einzuhalten. Und: Die Abtreibung muss innerhalb der ersten 12 Wochen der Schwangerschaft stattfinden. Die Kosten für den Abbruch werden von den Krankenkassen nicht übernommen und liegen je nach Praxis und Methode zwischen 200 und 570 Euro.

Immer weniger ÄrztInnen führen Abtreibungen durch

Damit ungewollt Schwangere den ihnen im Rahmen des Gesetzes zustehenden Abbruch auch durchführen lassen können, braucht es MedizinerInnen in ausreichender Zahl, die diese Leistung auch anbieten. Genau daran scheint es jedoch zunehmend zu hapern. 2003 verzeichnete das Statistische Bundesamt noch etwa 2.050 sogenannte Meldestellen, also Praxen und Kliniken, die den Eingriff durchführen. Ende 2020 waren es nur noch 1.109. Das entspricht einem Rückgang um 46 Prozent. Die Versorgungslage ist in manchen Regionen Deutschlands bereits jetzt besorgniserregend. Etwa in der Region Trier: Dort gibt es seit Jahren keine einzige Möglichkeit, einen Abbruch durchzuführen. Frauen müssen dafür teils mehr als 100 Kilometer weit fahren. Viele Patientinnen aus der rheinland-pfälzischen Grenzregion werden auch im Saarland mitversorgt.

Wie ist es hier um die Versorgung ungewollt Schwangerer bestellt? 1.339 Schwangerschaftsabbrüche hat es laut Statistischem Bundesamt im Saarland 2021 gegeben. Dieser Zahl stehen sechs Meldestellen gegenüber, die der hiesigen Pro-Familia-Beratungsstelle im Saarland bekannt sind. Zwar habe sich deren Anzahl über die Jahre konstant gehalten, aber: Die reine Anzahl der Meldestellen sage wenig aus, erklärt Brigitte Schwarz von

Pro Familia: »Aus dieser Zahl geht nicht hervor, welche Methode oder bis zur wievielten Schwangerschaftswoche der Abbruch in dieser Einrichtung durchgeführt wird, wie viele Termine pro Woche angeboten werden können und so weiter.«

Ein weiteres Problem: Die Anzahl der ÄrztInnen, die in Deutschland Schwangerschaftsabbrüche durchführen, hat sich in den letzten fünf Jahren aus Alters- oder Gesundheitsgründen deutlich reduziert. Zwar gebe es keine Altersgrenze. Teilweise seien die ÄrztInnen, die im Saarland Abbrüche durchführen, aber schon über 70 Jahre alt. »Mir ist kein Arzt unter 50 bekannt, der im Saarland Schwangerschaftsabbrüche durchführt«, sagt Brigitte Schwarz. Das Problem ist mithin absehbar: Setzt sich dieser Trend fort, wird das dazu führen, dass es eines Tages keine ÄrztInnen mehr geben wird, die diese Eingriffe vornehmen.

Schwangerschaftsabbrüche: kein regulärer Teil der medizinischen Ausbildung

Medizinstudierende lernen an den Universitäten viele medizinische Eingriffe kennen. Abtreibungen aber gehören nicht dazu. Die Methoden werden, wenn überhaupt, oftmals nur auf freiwilliger Basis gelehrt. Oftmals müssen sich die Studierenden selbst darum kümmern. Die künftigen MedizinerInnen organisieren dann in Eigenregie sogenannte Papaya-Workshops. Die Frucht ähnelt in Form und Struktur dem menschlichen Uterus, weshalb die Studierenden an ihr unter fachlicher Anleitung üben, wie man eine Vakuum-Aspiration, eine der beiden häufigsten Formen des Schwangerschaftsabbruchs, durchführt.

Auch im Saarland soll, wenn es nach der Gruppe Medical Students für Choice (MSFC) geht, möglichst bald ein solcher Workshop stattfinden. Die bundesweit und seit vergangenem Jahr auch im Saarland aktive Gruppe hat sich zum Ziel gesetzt, die Lehre im Studium, was Schwangerschaftsabbrüche angeht, zu verbessern. »Im Studium stehen, wenn überhaupt, ethische Fragen und die Rechtslage im Fokus, nicht aber die medizinischen Methoden«, so eine Sprecherin von MSFC.

Wie und auf welcher Basis lernen saarländische Studierende, wie man Schwangerschaftsabbrüche durchführt? Wir haben beim Universitätsklinikum des Saarlandes (UKS) nachgefragt. Dort hätten die Studierenden mehrere Veranstaltungen, sowohl Vorlesungen als auch Praktika, bei denen ethische Fragen besprochen würden, teilt Prof. Dr. Erich-Franz Solomayer, Direktor der Klinik für Frauenheilkunde, Geburtshilfe und Reproduktionsmedizin am UKS, mit. »Im Rahmen der Praktika sind die Studierenden circa vier Stunden in der Schwangerenambulanz, wo dieses Thema vertieft wird. Die Methodik sehen die Studentinnen und Studenten im Operationssaal und auf der Station.«

Medizinstudierende des UKS zeigen sich ob dieser Aussage irritiert: »Im Blockpraktikum wird nichts zu dem Thema gemacht«, so eine Studentin. Eine andere sagt: »Ich weiß nicht, ob sich das auf die Krankheiten in der Schwangerschaft beziehen soll, aber zur Methodik von Schwangerschaftsabbrüchen wird auf jeden Fall nichts gelehrt.« Um Nachteile im Studium zu vermeiden, möchten beide nicht namentlich genannt werden. Auch Pro Familia beklagt, dass der Schwangerschaftsabbruch in der Ausbildung nicht gelehrt werde. »Und ÄrztInnen in Kliniken kommen während ihrer Assistenzzeit fast nur mit Spätabbrüchen nach medizinischer Indikation in Kontakt«, sagt Eva Schwarz, »das heißt fast immer, dass die angehenden FachärztInnen nur aus der Theorie erfahren, dass sich Frauen oder Paare verantwortungsbewusst aus wichtigen Gründen, aber ohne medizinische Indikation, für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden. In der Klinik lernen sie fast ausnahmslos nur den instrumentellen Abbruch mittels Narkose kennen, aber sie lernen im Normalfall nicht den Abbruch mit örtlicher Betäubung oder gar den medikamentösen Abbruch.«

Im Saarland praktizieren laut Ärztekammer 195 Gynäkologinnen und Gynäkologen. Hinzu kommen rund 20 AssistenzärztInnen, die in der Klinik für Frauenheilkunde, Geburtshilfe und Reproduktionsmedizin am Universitätsklinikum des Saarlandes (UKS) ihre 60-monatige Ausbildung zur Fachärztin bzw. zum Facharzt für Frauenheilkunde und Geburtshilfe durchliefen, wie die Uniklinik mitteilt.

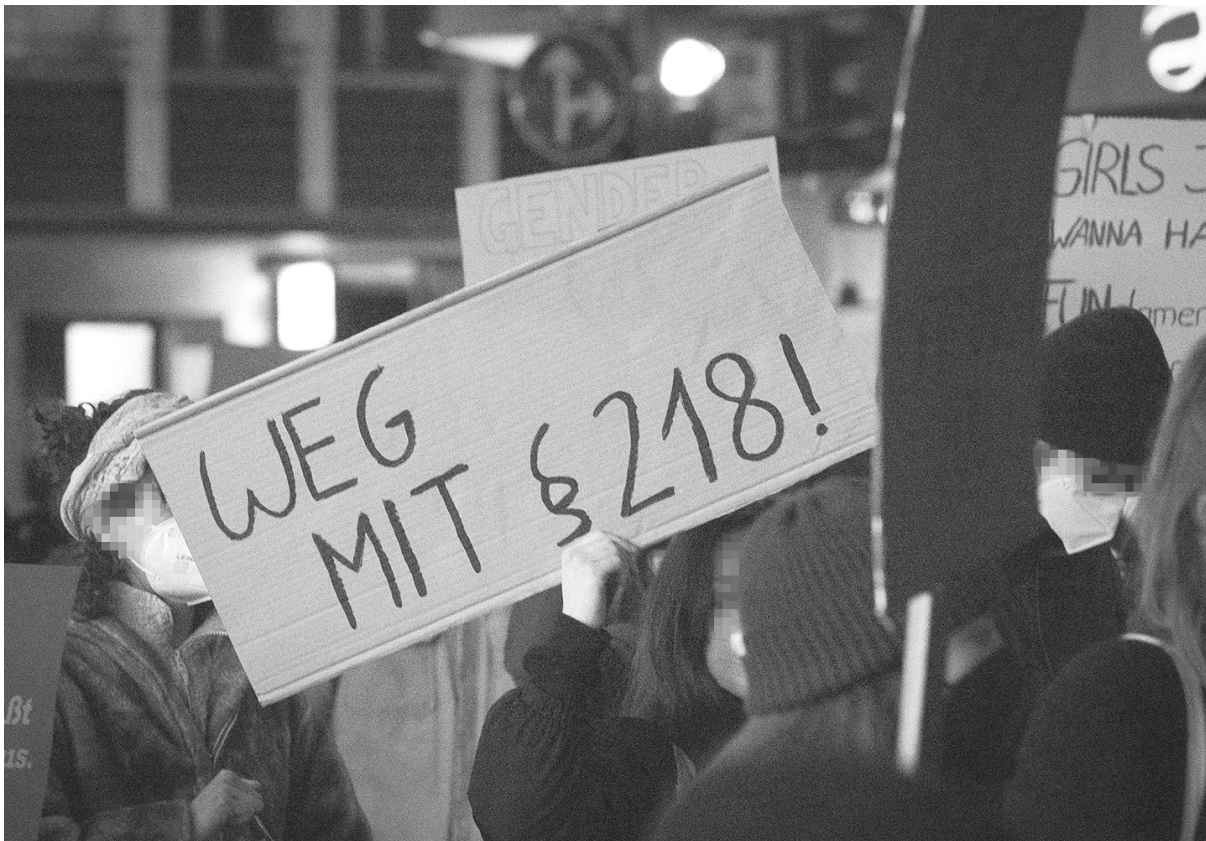
Wie viele der praktizierenden oder künftigen GynäkologInnen grundsätzlich in der Lage oder bereit dazu sind, auch Schwangerschaftsabbrüche durchzuführen, lässt sich nicht beantworten. Denn: Die sind nicht nur kein verpflichtender Teil der gynäkologischen Facharztausbildung. Es gilt auch die Vorgabe des Schwangerschaftskonfliktgesetzes, wonach kein sich in der Weiterbildung befindlicher Arzt und keine sich in der Weiterbildung befindliche Ärztin zur Mitwirkung an einem Schwangerschaftsabbruch verpflichtet werden darf. Und: Eine vollständige, einsehbare Liste, welche ÄrztInnen welche Methode anbieten, gibt es auch nicht. Die Meldung an die Ärztekammer erfolgt freiwillig.

Drohende Versorgungsengpässe sieht die Ärztekammer des Saarlandes nicht. Brigitte Schwarz von Pro Familia hingegen sagt: »Die Nachfolge der jetzigen Ärzteschaft ist – für mich – beängstigend, und das auch schon für die nahe Zukunft.«

151 Jahre Kriminalisierung und staatliche Bevormundung

Eine Rolle dabei spielt mit Sicherheit, dass Schwangerschaftsabbrüche gleichrangig neben Mord und Totschlag im Strafgesetzbuch aufgeführt sind, als eine »Straftat gegen das Leben«. Dabei ist der barrierearme Zugang zu sicherer Abtreibung ein Menschenrecht. Die Kriminalisierung des medizinischen Eingriffs sorgt nicht dafür, dass Abtreibungen zurückgehen, sondern lediglich dafür, dass weniger sichere Abtreibungen stattfinden. Zwischen dem rechtlichen Status von Abtreibung und unsicheren Abbrüchen gibt es einen signifikanten Zusammenhang. Das hat 2017 eine gemeinsame Untersuchung des Guttmacher Instituts und der Weltgesundheitsorganisation (WHO) belegt.

Seit 151 Jahren gibt es den sogenannten Abtreibungsparagrafen bereits. Weder Bemühungen um Entkriminalisierung in der Weimarer Republik noch Kampagnen wie »Wir



Frauen in Deutschland wird nach wie vor das Selbstbestimmungsrecht über den eigenen Körper vorenthalten. Für die Abschaffung des Paragrafen 218 wird auch in Saarbrücken demonstriert.
Foto: Kai Schwerdt

haben abgetrieben!«, der berühmte Titel der Zeitschrift *Stern* aus dem Jahr 1971, haben etwas daran geändert, dass das Thema Schwangerschaftsabbrüche bis heute tabuisiert wird – sowohl in der Gesellschaft als auch der Medizin. Zu verdanken ist das auch der systematischen Lobbyarbeit konservativer und religiös-fundamentalistischer Gruppen – unter tatkräftiger Schützenhilfe der CDU.

Die ethische Frage danach, wann Leben beginnt, wird gerne ins Feld geführt, wenn es darum geht, Frauen ihre reproduktiven Rechte vorzuenthalten. Dem römisch-katholischen Glauben zufolge beginnt das Leben eines Menschen mit der Befruchtung. Die biologische Antwort auf die Frage indes beantworten die Doctors for Choice, ein Netzwerk aus ÄrztInnen, dass sich für körperliche und sexuelle Selbstbestimmung und den freien Zugang zu Schwangerschaftsabbrüchen einsetzt, wie folgt: »Ein Embryo ist (noch) kein Mensch. Ebenso wenig, wie eine Kaulquappe ein Frosch ist. Es ist aber auch etwas anders als ein Zellhaufen. Ein Embryo hat das Potenzial, ein Mensch zu werden. Nicht weniger, aber auch nicht mehr.«

Auch Schmerz könne ein Embryo oder Fötus – anders als von vielen Abtreibungsgegnern behauptet – laut der aktuellen Studienlage bis zur 24. Schwangerschaftswoche

noch nicht empfinden. Das liegt zum einen daran, dass das entsprechende Hirnareal, die Großhirnrinde, noch nicht ausgebildet ist und neuronale Verbindungen fehlen.

Um möglichst viele Frauen von Schwangerschaftsabbrüchen abzuhalten, lauern christliche FundamentalistInnen nicht nur vor Arztpraxen oder Beratungsstellen, um schwangere Frauen zu belästigen – sie haben auch eigens das sogenannte Post-Abortion-Syndrom erfunden. Demnach lösen Schwangerschaftsabbrüche bei den betroffenen Frauen vorgeblich Traumata aus, die mit einer Posttraumatischen Belastungsstörung vergleichbar seien. Doch ist das wirklich so? Studien widersprechen dem deutlich. So zeigt eine Langzeitstudie der University of California: Sowohl unmittelbar nach dem Eingriff als auch drei Jahre danach bereuen 95 Prozent der Frauen den Eingriff nicht und sprechen von einer »richtigen Entscheidung«. Zwar berichten unmittelbar nach dem Abbruch ein Viertel der Frauen von negativen Gefühlen – diese standen jedoch deutlich in Zusammenhang mit einer erlebten oder befürchteten gesellschaftlichen Stigmatisierung und einer geringen sozialen Unterstützung durch Familie und Freunde. Die *Saarbrücker Hefte* haben mit mehreren Frauen gesprochen, die abgetrieben haben. Auch die berichten übereinstimmend: Wirklich belastend sei einzig das Stigma gewesen. Die Entscheidung selbst habe sie keine Sekunde bereut, sagt etwa die 28-jährige Trixie Müller: »Das war ja eine ganz bewusste Entscheidung.« Ihr Abbruch ist inzwischen 13 Jahre her. Damals, mit 15 ungewollt schwanger, sei ihr sofort klar gewesen: »Ich will einen Abbruch.« Nachdem sie um Umfeld von schlechten Erfahrungen bei der Lebenshilfe und christlichen Beratungsstellen gehört habe, habe sie sich bewusst für die Beratung bei der ProFamilia entschieden. Das Gespräch dort ist ihr positiv in Erinnerung – »Das war ganz ergebnisoffen. Im Mittelpunkt stand die Frage: Was möchte die Betroffene? Mein Wunsch und meine Entscheidung wurden nicht infrage gestellt.« Schon damals habe sie nach dem Beratungsgespräch allerdings zwei bis drei Wochen warten müssen, bis sie einen Arzttermin bekommen habe. »Es gibt ja nicht so viele ÄrztInnen, die das anbieten.« Die Versorgungslage hat sich derweil, 13 Jahre später, noch weiter verschlechtert.

Safe Abortion Day

Der International Safe Abortion Day am 28. September ist der jährlich wiederkehrende internationale Aktionstag für einen sicheren, entkriminalisierten, kostenfreien Zugang zum Schwangerschaftsabbruch. 1990 von Aktivistinnen in Lateinamerika und der Karibik ins Leben gerufen, gibt es mittlerweile eine wachsende internationale Bewegung aus 129 Ländern, die weltweit mit Aktionen auf die Situation ungewollt schwangerer Frauen aufmerksam macht. Die Verurteilung von Kristina Hänel, die 2017 angeklagt wurde, weil sie auf ihrer Homepage »Schwangerschaftsabbruch« als Leistung aufführt, führte bundesweit zum Erstarren der Pro-Choice-Bewegung – auch im Saarland, wo das feministische Bündnis »My Body, my Choice« am Safe Abortion Day und zu anderen Anlässen regelmäßig Aktionen und Informationskampagnen durchführt.

»Es gilt, allen Schwangeren einen sicheren, schnellen und barrierearmen Zugang zu Schwangerschaftsabbrüchen zu sichern«, mahnt das bundesweite Netzwerk Doctors for Choice daher an. Die WHO hat am 8. März neue Leitlinien zum sicheren Schwangerschaftsabbruch veröffentlicht. Laut Leonie Kühn, Vorständin bei Doctors for Choice Germany, zeige diese Richtlinie erneut auf, dass es auch in Deutschland hinsichtlich der aktuellen Regelungen zum Schwangerschaftsabbruch in Deutschland Verbesserungsbedarf gebe – die Leitlinie der WHO »fordert eine Entkriminalisierung und die Abschaffung von verpflichtenden Wartezeiten. Sie empfiehlt, Pflegekräfte und Hebammen in die Versorgung einzubeziehen sowie die medikamentöse Methode unter telemedizinischer Begleitung anzubieten. Zudem wird sich erneut

klar für die Vakuumaspiration als Wahl der operativen Methode ausgesprochen und von der Kürretage – die in Deutschland noch in über 10 Prozent der Fälle genutzt wird – abgeraten. Evidenzbasierte Handlungsempfehlungen sind durch diese WHO-Leitlinie zur Genüge da. Nun gilt es diese in Deutschland in Recht und Praxis umzusetzen.«

Ob und wann das passieren wird, ist offen. Bislang spricht sich einzig die Linkspartei dafür aus, neben der Abschaffung des Werbeverbots auch den Abtreibungsparagrafen 218 zu streichen. Da die politisch aber völlig bedeutungslos ist, dürften auch deutsche FeministInnen noch einen langen Weg vor sich haben, bis Frauen ohne paternalistische Bevormundung über ihren eigenen Körper entscheiden können.

»Ich habe abgetrieben«

Erfahrungsbericht einer Frau

Bei mir ist es zur ungewollten Schwangerschaft gekommen, weil einfach ganz blöd das Kondom gerissen ist und ich zu dem Zeitpunkt keine anderen Verhütungsmittel benutzt habe – meinem Körper wollte ich keine hormonelle Verhütung antun. Ich war komplett fertig mit den Nerven, weil ich keine Kinder will und mich in diesem Moment einfach nur hilflos und tatsächlich auch richtig dämlich gefühlt habe – so von wegen: »Eigentlich darf mir so was nicht passieren, ich sollte es besser wissen, vielleicht hätte ich die Pille doch nicht absetzen sollen.« Alles, was danach kam, war eine Odyssee, und ich wünsche wirklich niemandem, in so eine Situation zu geraten.

Nachdem die Schwangerschaft offiziell festgestellt wurde, wollte ich, dass der behandelnde Arzt mich ein paar Tage krankschreibt, weil ich mich psychisch nicht dazu in der Lage gefühlt habe zu arbeiten – dies hat er abgelehnt, mit der Begründung, ich solle mich nicht so anstellen und er sähe keinen Grund dazu, körperlich ginge es mir doch gut. Man muss auch dazu sagen, dass damals, 2017,

ALLE Ärzte, die im Saarland Schwangerschaftsabbrüche vorgenommen haben, Männer waren. Ich glaube, damals waren es überhaupt nur drei oder vier Ärzte im Saarland, die das angeboten haben.

Ich war dann bei der Lebenshilfe zur Beratung. Die war meiner Meinung nach extrem unangemessen, weil versucht wurde, mich umzustimmen. Ich war zu dem Zeitpunkt in einer festen Partnerschaft, war Mitte zwanzig, mein Partner und ich hatten beide feste Jobs – und all das wurde mir als Argument genannt, weshalb ich mir »das doch noch mal überlegen« solle. Meine Beweggründe, dass ich schlichtweg einfach keine Kinder möchte, mich auf meine Karriere konzentrieren will und meine »feste Partnerschaft« auch noch nicht mal ein Jahr bestand, konnte die beratende Dame nicht nachvollziehen. Das ganze Gespräch über war ihr Standpunkt, dass sie grundsätzlich gegen Schwangerschaftsabbrüche war, sehr präsent, weshalb ich es tatsächlich dann auch nach 15 Minuten abgebrochen und recht rabiart verlangt habe, dass sie mir einfach nur den Zettel unterschreiben soll.

Diese verpflichtende Beratung ist als Hürde gedacht. Und sie ist auch definitiv eine. Ich habe mich weder unterstützt noch verstanden noch gut beraten gefühlt.

Dann hatte ich einen Termin zur Beratung bei einem Arzt aus Saarbrücken, der Schwangerschaftsabbrüche vornimmt. Habe mich für den einfach aus praktischen Gründen entschieden, weil er eben in der Nähe ist. Die Praxis war in die Jahre gekommen. Im Wartezimmer saßen sehr viele junge Frauen, denen man gleich angesehen hat, dass sie aus dem gleichen Grund wie ich dort waren, und die meisten von ihnen sahen beschämt oder unglücklich aus. Der Arzt hat mich sehr herablassend behandelt und mit mir gesprochen, als wäre ich ein kleines Dummchen. Er hat mir dann erklärt, dass er nur medikamentöse Abbrüche macht und dass das sehr unangenehm sein könnte. Mehr Informationen zu Nebenwirkungen oder dazu, dass der medikamentöse Abbruch weniger zuverlässig ist als der operative, wurden mir nicht mitgeteilt (die hatte ich mir vorher ergoogelt).

Weil ich auf keinen Fall einen medikamentösen Abbruch wollte, hatte ich nur eine einzige Option: Dr. E., weil kein anderer Arzt im Saarland operative Schwangerschaftsabbrüche vornimmt.* Dort wurde aber extrem nett, umsichtig und verständnisvoll mit mir umgegangen (ich hatte leider zu dem psychischen Stress auch sehr schlimme Schwangerschaftsübelkeit und konnte kaum Essen bei mir behalten – mir ging es körperlich entsprechend auch eher schlecht). Sowohl die Arzthelferinnen als auch der Doktor waren wirklich sehr freundlich und professionell, ich habe mich da zu keinem Zeitpunkt unwohl oder verurteilt gefühlt und war letztendlich wirklich froh, dass ich gezwungen war,

dorthin zu gehen. Dort wurde mir auch angeboten, im Zuge des Abbruchs eine Kupferspirale einzusetzen, weil ich ja ohnehin narkotisiert war – weil ich unbedingt eine erneute Schwangerschaft vermeiden, aber eben keine hormonelle Verhütung wollte. Der Abbruch wurde unter Vollnarkose vorgenommen, und als ich im Aufwachraum war, habe ich vor Erleichterung geweint, weil ich so froh war, es hinter mir zu haben.

Für mich war dieser ganze über mehrere Wochen andauernde Prozess – dieses Gefühl, verurteilt zu werden und keine Wahl zu haben, mir meinen Arzt aussuchen zu können – traumatisierend. Der Abbruch an sich war es definitiv nicht. Ich würde mir wünschen, Frauen hätten mehr Optionen, sich beraten zu lassen, von Menschen, die sich zumindest neutral verhalten können, hätten mehr Optionen, sich ihre ÄrztInnen auszusuchen, und müssten nicht jedes Mal, wenn dieses Thema/diese Erfahrung zum Tragen kommt, befürchten, erst mal mit Beileidsbekundungen überhäuft zu werden oder zu hören: »Das war sicher ganz schlimm für dich.« Natürlich würde ich mir wünschen, ich hätte diese Erfahrung nicht machen müssen, aber ich würde die Entscheidung jederzeit wieder treffen. Weil es mein Leben ist, meine Verantwortung und mein Körper.

* Die Arztpraxis möchte nicht öffentlich genannt werden, weil man dort befürchtet, ins Visier von Strafverfolgung oder AbtreibungsgegnerInnen zu geraten.

Isabella ist 30 Jahre alt und lebt in Saarbrücken. Der vollständige Name der Verfasserin und der der Praxis sind der Redaktion bekannt.

Ein Debakel mit Ansage

Zum Ausscheiden der Linkspartei aus dem Saarländischen Landtag

Von Simon Ohliger

Die Linke musste bei der saarländischen Landtagswahl ein historisch miserables Ergebnis von lediglich 2,6 % verzeichnen. Nachdem sich der Fraktionsvorsitzende Oskar Lafontaine und der Bundestagsabgeordnete Thomas Lutze fast zehn Jahre lang mit allen Mitteln bekriegten, trat Ersterer kurz vor der Wahl medienwirksam aus. Damit tat er es engen Weggefährten gleich, welche im Vorfeld fast wöchentlich – nicht ohne entsprechende Pressemitteilungen zu veröffentlichen – die Partei verließen. Angesichts Oskar Lafontaines Legendenstatus im Saarland, welcher der Linkspartei lange Zeit – als einzigem westdeutschen Landesverband – zu zweistelligen Ergebnissen verhalf, war das öffentliche Agitieren gegen die eigene Partei zur Hochzeit des Wahlkampfes ein schmutziger Abtritt und ein selbstgewähltes, hässliches Karriereende.

Doch auch ohne das Zutun Lafontaines war die Linke in großen Schwierigkeiten. Der Wahlkampf wirkte inhaltlich wie strategisch konzeptlos. Der Landesvorstand unter Thomas Lutze sah sich der Kritik ausgesetzt, wichtige Entscheidungen an den Orts- und Kreisverbänden vorbei zu organisieren. Die Beschlüsse einer eilig einberufenen digitalen Basisversammlung zur Abstimmung des Wahlprogramms wurden nach Gutdünken des Landesvorstands bestenfalls bruchstückhaft übernommen – oder überhaupt nicht. Thomas Lutze wird zukünftig nicht mehr als Landesvorsitzender kandidieren. Die Schuld tragen laut seinen Statements trotzdem immer nur die anderen. Am Zerfall der Parteikultur hat sein Handeln jedoch einen mindestens ebenso großen Anteil wie Lafontaine.

Leider legt der Zustand der Partei – personell, strukturell und programmatisch – den Schluss nahe, dass selbst bei Wiedereinzug in den Landtag die vielfältigen Chancen für linke Politik, welche die Rolle als einzige linke Opposition mit sich gebracht hätte, nicht

genutzt worden wären. Der »Landesvater« Lafontaine wäre schließlich so oder so nicht mehr Teil der Fraktion gewesen. Sein Pro-mi-Bonus hätte nicht gezogen, die Partei wäre auf sich alleine gestellt gewesen. Wie sein Abgang die Linke treffen wird, wie man kurz- und langfristig darauf reagiert, wie man sich nach Jahrzehnten des autoritären Führungsstils eines knallharten Realpolitikers modernisieren könnte, all das wurde weder durch die verbliebenen Führungspersonen thematisiert noch durch die verbliebene Basis eingefordert.

Lediglich der parteinahe Jugendverband Linksjugend ['solid] und die neue Strömung »Bewegungslinke« – sowie einige verbliebene, engagierte Einzelpersonen – versuchten, die seltenen Gelegenheiten zur inhaltlichen Neuausrichtung bis zuletzt zu nutzen. Sie stießen damit schnell an Grenzen, die durch jahrzehntelange lafontainsche Realpolitik gezogen waren. Der Jugendverband befindet sich seit seiner Gründung im Jahr 2015 in einem konstanten Spannungsverhältnis zwischen Lutze-dominiertem Landesverband und Lafontaine-dominierter Landtagsfraktion. Das Verhältnis zu Ersterem wird bestimmt durch konstante Sabotage – von der Versagung finanzieller Unterstützung über Nicht-Einladen gewählter Delegierter bis hin zu unbegründetem, heimlichem Ausschluss von Linksjugend-Mitgliedern aus der Partei. Das Verhältnis zur Landtagsfraktion war durch starke inhaltliche Differenzen belastet – welche jedoch gleichzeitig die einzigen inhaltlichen Auseinandersetzungen im gesamten Landesverband darstellten.

So verblieben der Landesvorstand und die (wieder-)aufgestellten Landtagsabgeordneten Barbara Spaniol, Birgit Huonker und Dagmar Enschede im Oskar-Modus. Als hätte es nicht auch ohne die Reibereien immer wieder massive Brüche mit linken Grundpositionen gegeben. Auf dem Höhepunkt

der Flüchtlingsbewegung infolge des Syrienkrieges forderte die Landtagsfraktion zum Entsetzen vieler eine Obergrenze zur Aufnahme Geflüchteter im Saarland. Eine ansonsten nur von Rechten vertretene Position, welche jegliche Notwendigkeit vermissen ließ. Spätestens dadurch verlor die Partei WählerInnen, die in der Flüchtlingshilfe oder gegen Rechts engagiert sind. Mit ihrem Lob für die Politik des Law-and-Order-CDUlers Bouillon kümmerte sich Barbara Spaniol darum, dass sie angesichts des Abgangs Lafontaines auch nicht zurückkamen. Bouillons Vorzeigeprojekt, das Flüchtlingslager Lebach, sorgte mit der jahrelangen Einpferchung teils schwer traumatisierter Erwachsener und Kinder unter unwürdigen Bedingungen als Prototyp für die sogenannten »Anker-Zentren« für einen bundesweiten Aufschrei.

Mit der Ablehnung von Windkraftanlagen unter dem Vorwand des Naturschutzes entschied man sich für die Interessen von Eigenheim-Eigentümern auf dem Land statt für den von beispielsweise der Fridays-for-Future-Bewegung und vielen außerparteilichen jungen Linken geforderten massiven Ausbau regenerativer Energien. Mit der teils hanebüchenen Argumentation gegen die Corona-Schutzmaßnahmen entschied man sich dagegen, mit konsequenter linker Politik die massive Ungerechtigkeit für ärmere Menschen in der Pandemie-Politik einerseits und die Abwälzung der Folgen vorschneller Lockerung auf das eh schon unter enormem Druck stehende Pflege- und Gesundheitspersonal andererseits zu thematisieren. In beiden Gruppen hatte die Linke durch jahrelange Kampagnenarbeit Menschen überzeugt. Das waren WählerInnen, welche gerade nicht wegen Lafontaine, sondern wegen linker Inhalte der Partei nachhaltig verbunden waren. Diese Gewinne pulverisierte Lafontaine, ohne mit der Wimper zu zucken, um kurzfristiges Protestklientel zu mobilisieren. Auch zur Politik der Bundespartei stand Lafontaine in starker Opposition. Wie sollte er sie auch verstehen? Im Saarland galt schließlich nur, was er sagte. Von solchen Verirrungen konnte sich die Partei nicht emanzipieren. Und so hatte sie seinem medialen Dauerfeuer nichts Substantielles entgegenzusetzen. Im Gegenteil, sie eiferte ihm nach. Abschaffung des Religionsunterrichts? Zu kontrovers. Bundeswehr raus

aus den Schulen? Ebenso. Progressive Drogenpolitik oder Abschiebestopp? Undenkbar.

Nun hat die Linkspartei auf dem harten Weg zu spüren bekommen, dass die Ära Lafontaine vorüber ist. Was sich seit Jahren abzeichnete – nämlich, dass die Partei ohne ihn extrem aufgeschmissen ist –, wurde weder im Vorfeld diskutiert noch anderweitig vorbereitet. Auch dass die Partei unter Lafontaine trotz Promi-Bonus bei jeder Wahl schlechter abschnitt, wurde ignoriert. Ebenso das Zugrundegehen der Parteikultur durch den konstanten Kriegszustand. Ein Zusammenraufen war für Lafontaine und Lutze dank ihrer Bessenseheit mit Freund und Feind ein Ding der Unmöglichkeit.

Neben CDU und AfD bräuchte es gerade jetzt eine linke Opposition. Um den Druck von Rechts auf die SPD-Regierung auszugleichen, um Vorschläge zu unterbreiten und die Ressourcen der Fraktion zu nutzen, um außerhalb des Parlaments linke Bewegungen aufzubauen. Die Partei muss jetzt damit beginnen, Vertrauen zurückzugewinnen, zunächst durch eine inhaltliche Neuaufstellung. Die Rekrutierung neuen Personals kann zwangsläufig erst danach kommen – und wird auf ernsthafte Hilfe der Bundesebene angewiesen sein.

Und hier setzen sich die Probleme fort. Der Skandal um sexuelle Belästigung (#Linkemetoo) erstreckt sich mittlerweile von Ortsverbänden zur Bundestagsfraktion. Die nach dem Rücktritt Susanne Hennig-Wellsows verbliebene Bundesvorsitzende Janine Wissler ist stark angezählt. Der Parteivorstand hat gerade Besseres zu tun, als den saarländischen Landesverband unter seine Fittiche zu nehmen. Im Saarland wie in Berlin blockieren verkantete Machtverhältnisse zwischen Partei und Fraktion den inhaltlichen Erneuerungsprozesses und damit jede Chance auf eine Überwindung der Gräben. Ein Zustand, der im Englischen mit dem Begriff »Deadlock« treffend beschrieben wird. Denn im Stillstand schmilzt der oft beschworene Grundkonsens dahin, bis niemand mehr weiß, warum man überhaupt zusammenfinden sollte. Die dissonante Wahrnehmung der Partei bei Themen wie dem Ukraine-Krieg oder den Corona-Maßnahmen macht das sehr deutlich. Schlechte Karten für die Linke – nicht nur im Saarland.

» Karl Schwingel, der erste Chefredakteur der *Saarbrücker Hefte*, als NS-Aktivist

Von Hans-Joachim Hoffmann

Der Historiker Hans-Joachim Hoffmann hat in seinem Buch¹ »Verwirrende Wege« über die NS-Zeit in Ottweiler auch die Rolle von Karl Schwingel als NS-Kulturfunktionär erforscht. Schwingel war der Mitbegründer und erste Chefredakteur der *Saarbrücker Hefte*.

Die nackten Lebensdaten des Historikers, Lyrikers und Malers Karl Schwingel, dessen Werk unstrittig von seiner Heimatverbundenheit zeugt, überlieferte u. a. Friedrich Margardt, der Schwingel aus der Zeit des Ottweiler Lehrerseminars und seiner Tätigkeit an der Arnulf-Schule Saarbrücken kannte, in seinem Nachruf »In Memoriam Karl Schwingel«, veröffentlicht in den von dem Verstorbenen 1955 mitbegründeten *Saarbrücker Hefte(n)*; der Nekrolog enthält ein umfangreiches Werkverzeichnis.²

Schwingel begegnete am Evangelischen Lehrerseminar Ottweiler Prof. Ludwig Blatter, der ihn als Mitarbeiter für landeskundliche Forschungen gewinnen konnte. Obwohl Schwingel schon 1921 die Lehrprüfung abgelegt hatte, erhielt er erst 1925 eine feste Anstellung an der Evangelischen Volksschule Ottweiler. Von 1930 bis 1940 publizierte er in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zu lokalen und regionalen historischen Ereignissen vom Mittelalter bis zur Gegenwart und zum Brauchtum. 1931 trat er dem Institut für geschichtliche Landeskunde an der Universität Bonn bei und gehörte dem Historischen Verein für die Saargegend als Vorstandsmitglied an. 1949 setzte er die Veröffentlichung zu landesgeschichtlichen Themen fort. 1950 gehörte er zu den Initiatoren der Neugründung des Historischen Vereins für die Saargegend, schloss sich der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung an und leitete die Arbeitsgemeinschaft für Landeskunde.³

Foto: unbekannt



»Es ist zwar üblich, in Nekrologen wenig angenehme Dinge zu übergehen.« Beim Lesen dieses Satzes dachte ich daran, dass Margardt damit Schwingels Verstrickung in das Herrschaftssystem des NS andeutet. Aber: Die »wenig angenehme(n) Dinge« bewertete Margardt als »einige Gleichschaltungsversuche«.⁴ Um die Tätigkeiten Schwingels in der NS-Zeit zu beurteilen, bedarf es zunächst ihrer Beschreibung.

Schon im Vorfeld der Volksabstimmung am 13. Januar 1935 dokumentierte sich kaum bemerkbar die Anpassung des von Prof. Blatter 1926 gegründeten Vereins für Naturschutz, der sich 1929 in den Verein für Naturschutz und Heimatpflege im Kreis Ottweiler umbenannte und Unsere Saar – bis 1932 unter Federführung Prof. Blatters – herausgab, an die politische Entwicklung: Bis 1931/32 finden sich nur Inserate von Firmen, danach auch Anzeigen der Halbmonatszeitschrift *Saar-Freund* des Bundes der Saarvereine, ergänzt durch Werbung für *Der Bote von der Saar*, für *Heimatliteratur* (Hausen Verlag) und für *Die deutsche Saar* (Verlag Saarbrücker Landes-Zeitung).⁵ Der Verein für Naturschutz und Heimatpflege stellte sich also ab 1932 in den Dienst der Rückgliederung der Saar

an Deutschland. Im Zuge der Gleichschaltung auf lokaler Ebene nach 1935 benannte er sich 1936 in Kreisring Volkstum und Heimat für den Kreis Ottweiler innerhalb der Nationalsozialistischen Kulturgemeinde e. V. um.⁶ Diese Entwicklung trug Schwingel, der am 15. März 1935 der SA und am 1. November 1935 der NSDAP beitrug, als Ortskulturwart (zunächst Stellvertreter Ernst Germers) und Ortsobmann der NS-Kulturgemeinde mit; ab 1937 fungierte er als Reichsbeauftragter für die Reichsschrifttumskammer; Kultursachbearbeiter der SA-Standarte 174; Blockwalter in der Deutschen Front und Kreisbeauftragter für das *Dorfbuch* in Kraft durch Freude. Seine Akzeptanz der NS-Ideologie schlug sich zudem nieder in seinem Beitritt zu der NS-Volkswohlfahrt (NSV), dem NS-Lehrerbund (NSLB), der Deutschen Arbeitsfront (DAF), dem Volksbund für das Deutschtum im Ausland (V.D.A) sowie dem Reichskolonialbund (RKB). Schwingel erklärte 1938 auch seinen Austritt aus der evangelischen Kirche und schloss sich den (Deutsch-)Gottgläubigen an.⁷

Für die Übernahme der genannten Funktionen im Kulturbereich hatte sich Schwingel im Vorfeld empfohlen: Er zählte 1934 zu den Initiatoren des Ottweiler Heimattages am 27. Mai 1934, einer deutschlandweit beworbenen Propaganda-Veranstaltung der Stadt Ottweiler in Verbindung mit der Deutschen Front, Ortsgruppe Ottweiler, für den Anschluss der Saar an Deutschland, in deren Mittelpunkt die Einweihung des Quakbrunnens stand. Die Symbolik der Bildelemente des Brunnens, gestaltet von dem Saarbrücker Architekten Ludwig Nobis (1883–1951), sowie die während des Heimattages gehaltenen Reden verweisen eindeutig auf Elemente der NS-Ideologie.⁸ Diese finden sich ebenfalls in Schwingels Vortrag,⁹ gehalten 1936 am Jahrestag der Volksabstimmung als stellvertretender Ortskulturwart und Obmann der NS-Kulturgemeinde Ottweiler: »Nationalsozialistisches Kulturstreben. Kultur ist für uns Nationalsozialisten Ausdrucksform des innersten Wesens eines Volkes.« »An den Anfang meiner Ausführungen über nationalsozialistisches Kulturstreben möchte ich die Worte des Führers setzen: ›Weltanschauungen sehen in der Erreichung der politischen Macht nur die Voraussetzung für den Beginn der Erfüllung ihrer eigentlichen Mission.‹ Damit sind

zwei Feststellungen von fundamentalem Werte gemacht: Erstlich: der Nationalsozialismus ist eine Weltanschauung, und zum andern: Der hinter uns liegende Kampf ist nur dem Reinigen eines Ackers zu vergleichen, während die eigentliche fruchtbringende Arbeit erst nach der Machtergreifung einsetzte.«

Die »eigentliche fruchtbringende Arbeit« bestehe darin, »die Nachwehen einer bezwungenen Volksverseuchung durch die Mächte der Vergangenheit zu beseitigen [...]«, d. h., »alles Wesensfremde ab(zu)lehnen, [...] mit dem Ziel der seelischen Reinigung und Umgestaltung, zur Wiedergewinnung des urdeutschen Charakters, zur Schaffung des neuen deutschen Menschen.« Da Kultur zugleich Lebensraum und Lebensatmosphäre sei, »so muß sie in den tragenden Ideen unseres völkischen Lebens verankert sein, sie muß aus beiden Grundkräften trinken, die das gesamte Leben befruchten: Aus Blut und Boden!«.

Unter Bezug auf Walter Stang, Reichsamtleiter im Amt Rosenberg,¹⁰ definierte Schwingel Kultur:

»Kultur ist für uns Nationalsozialisten Ausdrucksform des innersten Wesens eines Volkes, in der dieses seinen Charakter, sein Lebensgefühl, seine seelischen Kräfte zu bleibenden Werten gestaltet. Kultur ist in diesem Sinne selbst ein Wesensbestandteil des Volkes. Kultur ist weiterhin der Lebensraum und die Lebensatmosphäre, die sich ein Volk schafft im Gefühl seines Wertes und zur Erhaltung und Stärkung seiner Kräfte im Kampf mit dem in der Geschichte uns gesetzten Schicksal.«

Zugleich geißelte er Liberalismus und Marxismus sowie das »artfremde Judentum« als Gifte, die in das deutsche Kulturleben eingedrungen und zu beseitigen seien.

Mit einem Zitat Stangs beendete Schwingel seine Ausführungen: »Der Kulturwille des Volkes [...], eine von einheitlicher Weltanschauung getragene allgemeine Kulturgesinnung ist also die unerläßliche entscheidende Grundlage: für den Aufbau einer deutschen Volks- und Nationalkultur.«

Zu Beginn des Krieges gewährte der Staat Schwingel die »Unabkömmlich-Stellung«. Für seine politischen Aktivitäten bis 1941 finden sich keine Belege, sie dürften jedoch im Bereich der Propaganda für den »Aufbau einer deutschen Volks- und Nationalkultur« auf

lokaler Ebene gelegen haben, wodurch er sich für die Tätigkeit an Schulen in eroberten Gebieten qualifizierte: Von 1941 bis 1944 wirkte Schwingel in Lothringen (15. Februar 1941–20. Oktober 1942 kommissarischer Schulleiter; 1. Dezember 1943–31. Dezember 1943 Lehrer), in der Ukraine (29. Oktober 1942–11. November 1943 Schulbeauftragter für die volksdeutschen Schulen) und Weißrussland (5. Januar 1944–1. Juli 1944 Schulbeauftragter für Deutschkurse für Oberschulkräfte); vom 29. November 1944 bis zum 24. April 1945 leistete er Militärdienst, geriet in amerikanische Gefangenschaft, aus der er am 23. Juni 1946 nach Ottweiler zurückkehrte. Im Epurationsverfahren erfolgte am 26. Februar 1948 die Beurteilung »Untragbar für den Schuldienst«. Dagegen legte Schwingel Berufung ein und legte umfangreiches, aus seiner Sicht entlastendes Material von Mitarbeitern der Auslandsschulen, deren eigene Haltung zum NS mir nicht bekannt ist, ebenso vor wie Entlastungsschreiben Ottweiler Bürger, aber auch kritische Bewertungen Ottweiler Parteien (außer DPS). In den Unterlagen finden sich keine Propaganda- oder Redetexte, die er auf Versammlungen der NSDAP oder ihrer Gliederungen gehalten hatte und die – zumindest teilweise – in der *Ottweiler Zeitung*, *Organ der Deutschen Front* (seit Okt. 1934) abgedruckt worden waren. Die Spruchkammer änderte daraufhin am 8. Oktober 1948 ihr Urteil und stufte ihn nur als »Minderbelastete(n)« ein; in einer dreijährigen Bewährungsfrist untersagte sie ihm jede politische Tätigkeit, auch Parteimitgliedschaft; seinen Einsatz im Schuldienst begrenzte sie auf die Kreise Ottweiler und St. Wendel; zudem erfolgte eine Gehaltskürzung. Gegen diese Entscheidung legte Schwingel am 16. November 1948 Berufung ein, beantragte am 1. Dezember 1948 die Abänderung der Entscheidung und stellte am 23. Februar 1949 einen Antrag auf Wiedereinstellung in den saarländischen Volksschuldienst, dem entsprochen wurde.¹¹

Die heimatkundlichen Arbeiten Schwingels bereichern unsere Kenntnisse zu Entwicklungen im lokalen und regionalen Raum. Persönlich lernte ich historische Arbeiten Schwingels zu schätzen beim Abfassen der Schrift »Der Quakbrunnen in Ottweiler«, da ich seine Darstellung zum Brauchtum des Pfingstquaks nutzen konnte, sowie bei meiner

Auseinandersetzung mit dem Ottweiler Pfarrer Johann Anton Joseph Hansen (1801–1875), dessen »Briefe aus der Preußischen Nationalversammlung 1848/49« Schwingel 1931 herausgab, die einzige bis heute ansatzweise quellengestützte Arbeit zu dem Politiker Hansen auf nationaler Ebene. Schwingels Leben und Werk insgesamt zu beschreiben und ideologiekritisch zu beurteilen, bleibt eine noch zu erledigende Aufgabe, eventuell verbunden mit einer ideologiekritischen Untersuchung der *Saarbrücker Hefte* in der Anfangsphase ihres Erscheinens, um festzustellen, ob die *Saarbrücker Hefte* die Renazifizierung¹² im Kulturbereich förderten.

Anmerkungen

- 1 Hoffmann, Hans-Joachim: Verwirrende Wege. Ottweiler 1918/19–1956. Entstehung, Zerschlagung und Neuaufbau demokratischer Strukturen, Ottweiler 2020.
- 2 Margardt, Friedrich: In Memoriam Karl Schwingel. Romantiker unter der Diktatur, in: *Saarbrücker Hefte* 18, Saarbrücken 1963, S. 6–16.
- 3 Vgl. ebd. S. 7 f., S. 12–14; vgl. Bettinger, Dieter Robert: 50 Jahre Arbeitsgemeinschaft für Landeskunde im Historischen Verein für die Saargegend e. V. 1949–1999, Ottweiler 1999, S. 5–24.
- 4 Margardt, S. 11.
- 5 Vgl. Unsere Saar, 6. Jg. 1931/32, Nr. 5, 15.2.; 7. Jg. 1932, Nr. 3a, 15.8., und Nr. 4, 15.11.
- 6 Vgl. Bettinger, S. 8; vgl. Hoffmann, S. 299–349.
- 7 Vgl. Meldekarte Stadt Ottweiler: Schwingel, Karl Bernhard; vgl. LAS, StKpolS 5132: Karl Schwingel; vgl. Hoffmann, S. 300–306, insb. Anm. 19.
- 8 Vgl. Hoffmann, Hans-Joachim: Der Quakbrunnen in Ottweiler, Ottweiler 2015, S. 39–119.
- 9 Vgl. OZ 69. Jg. Nr. 14, Freitag, den 17. Januar 1936 (Fettdruck im Original).
- 10 Vgl. Klee, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt 2016, S. 595.
- 11 Vgl. LAS, StKpolS 5132: Karl Schwingel; vgl. MK-PA 5273 – Personalakte Nr. 21496.
- 12 Vgl. Möhler, Rainer: Entnazifizierung in Rheinland-Pfalz und im Saarland unter französischer Besatzung von 1945 bis 1952, Mainz 1992, S. 10.



Stiftung Demokratie Saarland
Europaallee 18, 66113 Saarbrücken

Unsere nächsten Veranstaltungen:

30.06.2022

Politischer Salon mit Martin Schulz

Moderation: Norbert Klein

in Kooperation mit der Friedrich-Ebert-Stiftung

04.07.2022

Marx, Nietzsche & Wagner

Vortrag von Prof. em. Dr. Herfried Münkler

11.07.2022

Die neuen Krisen im 21. Jahrhundert

Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Merkel

25.07.2022

**Alte Rechte - neue Rechte: Gemein-
samkeiten und Unterschiede**

Vortrag von Prof. em. Dr. Ulrich Herbert

05.09.2022

**Die Vertrauensfrage. Für eine neue
Politik des Zusammenhalts**

Vortrag von Jan Wetzel

12.09.2022

Baustellen der Demokratie

Vortrag von Prof. Dr. Frank Decker

15.09.2022

**Urbane Künste Ruhr im Struktur-
wandel**

Vortrag von Prof. Dr. Stefan Berger

19.09.2022

Solidarität

Vortrag von Prof. Dr. Dietmar Süß

24.09.2022

**Den Nazis eine schallende Ohrfei-
ge versetzen!**

Musikalische Lesung mit Opus 45

*in Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung und
der Synagogengemeinde Saar*

**Alle Veranstaltungen beginnen um 18:00 Uhr. Eventuell not-
wendige Corona-Maßnahmen entnehmen Sie bitte unserer
WebSite unter www.sdsaar.de**

» Kaschemmen, Dorfkneipen und ein Turnerheim ...

Grenzkneipenlandschaft während und nach Corona

Von Ekkehart Schmidt

Die Radtour auf der Suche nach alten Dorfkneipen hatte uns vom Saarbrücker Westen von Brebach und St. Arnual in den Osten über Malstatt und Burbach nach Luisenthal (*Saarbrücker Hefte 120*) geführt, von dort nach Fenne und Völklingen (*Saarbrücker Hefte 122*) und weiter über Wehrden, Geislautern und Ludweiler in den Warndt (*Saarbrücker Hefte 123*). Jetzt soll es vom Südwestwinkel des Regionalverbands zurückgehen – fragt sich nur, wie?

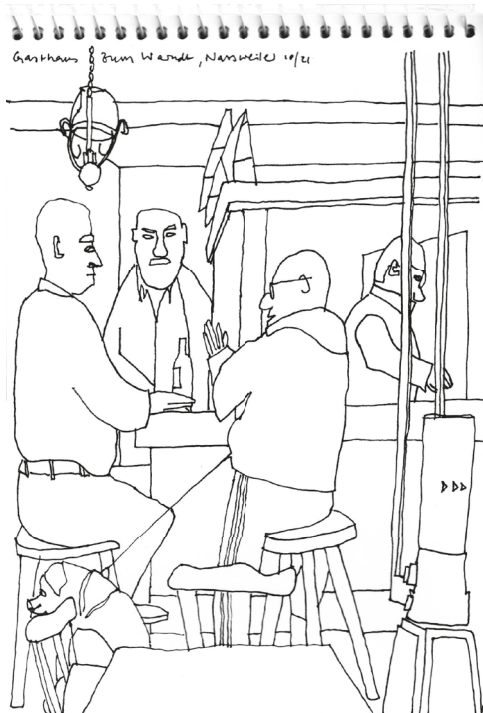
Den Winkel im deutsch-französischen Grenzland zwischen Großrosseln (frz. Grande-Rosselle) und Petite Rosselle sowie Nassweiler und Lauterbach, durch den die Grenze verläuft, eint die gemeinsame Bergbaugeschichte. Die Grenze war 25 Jahre lang völlig offen, ehe sie zu Beginn der Corona-Zeit auf Anweisung des damaligen Innenministers Klaus Bouillon monatelang geschlossen wurde – in völliger Verkennung der örtlichen Gegebenheiten und den Folgen für das gute deutsch-französische Verhältnis. Die Entscheidung hat die Beziehungen einer schweren Belastungsprobe unterworfen. Sie hatte aber auch Auswirkungen für einen in der Landeshauptstadt kaum wahrgenommenen Vorteil der Region: Lokale, die den Nachbarn etwas bieten, was jenseits der alten Grenzsteine verboten ist. Wie ist es ihnen ergangen?

»Verruchtes Grenzland«

Nassweiler sei schon »ganz verrucht«, hörte ich im Sommer 2021 im Warndt-Heimatemuseum in Ludweiler. Da gebe es ständig Polizeieinsätze – wegen Glücksspiel und so. Mein Gesprächspartner schien sich gut

auszukennen. Als ich im Herbst wieder durch Nassweiler kam, war davon nichts zu spüren. Jedenfalls diesseits eines Hügels, der den Ort von der Grenzstraße »Bremerhof« trennt. Nassweiler hat 700 Einwohner und grenzt mit drei Seiten an Frankreich. Vom Marktplatz an der Alten Schule vorbeiradelnd, entdeckte ich das »Gasthaus Zum Warndt«, eines von vier Lokalen der Region, die Warndt in ihrem Namen tragen. Vor der Tour hatte ich beim Restaurant »Zum Bremerhof« angerufen. Eine Frau Weber sagte mir, dass dieses schon lange geschlossen sei. Sie empfahl mir das Dorfgemeinschaftshaus zur Einkehr. Tatsächlich wurde ich hinter der Alten Schule (heute das VHS-Zentrum) an der Kirche fündig. Vor einem kleinen, allein stehenden Bungalow standen ein paar Männer, an denen vorbei ich neugierig, etwas zögerlich hineingehe. Weitere Männer und eine Frau an der Theke. 17 Uhr. Ganz beglückt von diesem Fund fragte ich nach einem »Bitter Lemon«, aber der Wirt kannte das nicht. Ein Kunde versuchte zu helfen, aber weder er noch mein eingeworfener Begriff »Schweppes« halfen. Er hatte im Kühlschrank nur Bier, Cola und Fanta. Okay. Dann einen Espresso, bitte – na ja, okay, einen Kaffee halt.

Auf meine Frage, wie alt das Lokal sei, meinte ein Gast, er sei 1949 geboren und würde »1964« sagen. »Falls ich mich nicht trompieren tue und es 1965 war«, sagte er in wunderbar deutsch-französischem Mischmasch. Mein Geburtsjahr also! Und offenbar ist auch das Mobiliar genau so alt wie ich – ziemlich gut erhalten, wie ich finde. Der Wirt schien der Mann der Tochter des ehemaligen Begründers des Lokals zu sein. Faszinierend, wie er im Gespräch mit den 60- bis 80-jährigen



Kunden die Sprache wechselte! Man lebt hier ein grenzüberschreitendes gutes Zusammenleben fern der oben genannten Probleme. Der Kaffee war gut. Und kostete nur 1,40 Euro.

Neben der toten Dorfschenke mit »Karlsberg«-Schild sah ich ein weiteres geschlossenes Lokal. Einen Verkaufsladen für Tabak und Alkohol, dessen französische Beschriftung zeigte, welche Kundschaft dort einkaufte. Ich hörte, dass die mindestens 50 Jahre alte Schenke wohl schon länger zu sei und sich keiner traue, sie neu aufzumachen. Weiter also, Hügel hoch und wieder runter zur Grenzstraße. Diesseits Deutschland, jenseits Frankreich. Allein der Mittelstreifen trennt beide Länder. Dafür ist die Grenzstraße Bremerhof bekannt, die auf französischer Seite schlicht die »N cinq« bzw. die Nationalstraße 5 heißt. In Frankreich sind die Tabak- und Zigarettenpreise exorbitant, ja, prohibitiv mit hohen Steuern belegt. Zudem sind Glücksspiele und Prostitution verboten. Aber nicht »chez les allemands«. Schon 2013 erschien im *Républicain Lorrain* ein Artikel zum Thema: »Nassweiler: la tentation du trottoir d'en face« (Nassweiler: Die Versuchung des Bürgersteigs gegenüber). Dieser »komparative Standortvorteil« produziert Umsatz, erzeugt aber Belästigungen für die Anwohner, die sich nicht immer wohlfühlen. Es gibt keine Kneipe, dafür »Keller's Euro Snack

– Chez Rudy« sowie Spielhallen und Tabakläden. Jörg Keller führt das 1969 von seinem Vater Rüdiger als mobiler Imbiss gegründete, 1985 durch eine Grillstube ersetzte Lokal weiter. Die Kundschaft kommt zu 80 Prozent aus Frankreich, um Schaschlik, Currywurst oder Grillhähnchen zu essen. Ganz ähnlich ist es in Lauterbach. Der dortige Ortsvorsteher nennt all die anderen Betriebe »Schein-gastronomie«. Er meint: Die verdienen mehr mit Automaten als mit Essen und Getränken.

»es Kapellsche«

Über Emmersweiler radele ich nach Großrosseln, den größten Ort des Grenzlandes. Zwischen Marktplatz, Bahnhofstraße und Place du Marché gibt es eine ungewöhnlich hohe Gaststättendichte, mit Leerständen und Umwidmungen: Das ehemalige »Café Schautz« beherbergt jetzt einen »Oriental Kebab«, das historische »Restaurant Seimetz« mutierte zum Spielcasino. Die ebenfalls an der Hauptstraße gelegene, seit 1900 bestehende Gastwirtschaft, die seit 1960 unter dem Namen »Zur Einigkeit« bekannt ist, steht seit Mai 2021 auf ebay zum Verkauf: »Rendite statt Gastronomie! Für zukünftige Kapitalanleger, die gerne im Raum Großrosseln suchen, bietet sich dieses Objekt perfekt an.« In diesem schönen Bau bot die letzte Inhaberin, Birgit Strößner, unter anderem Raum für Karnevalsveranstaltungen. Auch die Jugend der Freiwilligen Feuerwehr traf sich hier am Billardtisch und vor der Dartscheibe. Diese coronabedingte Schließung zeigt, dass nur solche Lokalitäten überleben können, die auch französische Kunden haben. Bereits im Sommer 2020 war klar, wie willkürlich die Schließung aller Gaststätten war. Sie bedrohte viele alteingesessener Familienbetriebe und lähmte das soziale Leben. Sie hatten gute Hygienekonzepte ausgearbeitet. Umsonst.

Vorbei an der »Pilsstube«, die sich neuerdings »Green« nennt, geht es den Abzweig zur Grenze hinunter. Jenseits der Unterführung unter der stillgelegten Rosseltalbahn von Forbach nach Völklingen gelange ich auf einen kleinen Platz zwischen Bahnstrecke und der Grenze an der Rosselbrücke. Dort entdeckte ich rechter Hand die Spielautomatenkneipe »Capelle« in einer ehemaligen Kapelle aus den 1950er-Jahren. Ich staune: Die Kapelle ist

in eine Bar mit Glücksspielautomaten umgewandelt worden. Schon seit den 1980er-Jahren gab es hier eine Kneipe, die »es Kapellsche« genannt wurde. Erst im Oktober 2020 hatte ich das Glück, kurz hineinzuschauen: Von einem Altar war nichts mehr zu sehen. Bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) haben im Warndt viele Protestanten gewohnt. Das erfuhr ich aus einer Publikation zu 700 Jahren Rosseln. »Dann kam das Schreckensjahr 1635.« Der Krieg wütete so furchtbar, dass die meisten Ortschaften fast vollkommen zerstört wurden. Auch die evangelisch-lutherischen Gemeinden und ihre Kirchen wurden ausgelöscht. Der Katholizismus wurde zur herrschenden Religion. Das änderte sich erst im 20. Jahrhundert. 1950 begannen die Evangelischen mit dem Bau dieser Kapelle, 1954 wurde sie geweiht, aber schon 1968 zog man in neue Kirchen um.

Das Jahr der Grünen Grenzen

Hier kam ich im ersten Corona-Jahr in einen Bezirk zwischen zwei Absperrungen. Vor der Tür ihres Tierfutterladens stand rauchend eine Frau. Ihre Schutzmaske hatte sie dafür abgenommen, und wir kamen ins Gespräch. Sie ist eine Deutsche, wohnt aber direkt hinter der Grenze, ein paar Hundert Meter weiter in Petite Rosselle, und müsse jetzt den weiten Umweg von 25 Kilometern über die Goldene Bremm fahren, um hier zur Arbeit zu kommen. Das war gut zehn Wochen lang der einzige noch gestattete Grenzübergang, der einigermaßen in der Nähe war. Sie nannte mir noch das »Kneipche« und das »Café Deluxe« am stillgelegten Bahnhof linker Hand, die ich sonst bestimmt übersehen hätte. Wahrscheinlich gehen dort auch nur Eingeweihte hin, die dort etwas finden, was in Frankreich verboten oder viel teurer ist. Rechter Hand von ihrem Geschäft standen noch der Snack »Porte de France« und das »Café du Sport«. Alle wirkten vernachlässigt.

Das »Porte de France« entstand in den Räumen des ehemaligen Cafés »Heisel«. Dahinter fand sich mit dem »Coin In« noch ein Spiellokal und die wohl sehr alte Gastwirtschaft »Rosselbrücke«, früher das »Restaurant Weiland«, heute ein Kebab-Grill. Sie gehe da gelegentlich hin, sagte die Inhaberin des Tierfutterladens. »Wir nennen es einfach

»Bei Mama«. Ich schaute mir die Szenerie am Grenzübergang an: noch ein Kebab und dann ein Tabakladen, vor dem Leute im vorgeschriebenen Abstand von zwei Metern standen. Verbotenerweise aus Petite Rosselle gekommen. Ich fragte jemanden, wie ich von hier zurück nach Saarbrücken komme: Irgendwie stark abkürzend über Forbach? Der Großrosselner meinte, er könne mir einige Wege über die Grüne Grenze zeigen. Ich fahre über die Straße »Bremerhof« zurück an die Hauptstraße und umfahre die Goldene Bremm über einen Schleichweg hinter dem Hauptfriedhof nach Saarbrücken.

»KaffEEKisch«

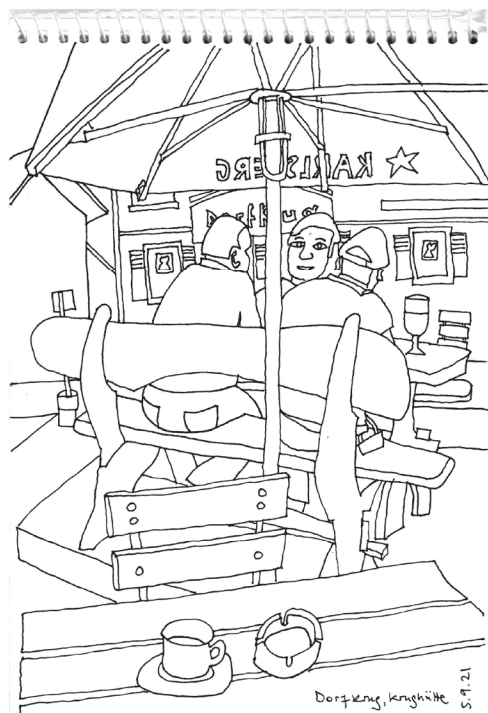
Die Fortsetzung meiner Radtour führt durch die Ludweilerstraße, vorbei am »Restaurant Seimetz«, dem früheren »Wirtshaus im Warndt« und der wohl geschlossenen Kneipe »Grenz Bistro« die Rossel abwärts in Richtung Klarenthal. Vorbei am Erlebnisbergwerk Velsen mit seiner legendären »KaffEEKisch« und dem in einem Stollen eingerichteten Eventlokal »Knubbebud«. Erstere gilt als älteste und einzige als solche noch genutzte originale KaffEEKüche des Saarlandes und ist unbedingt sehenswert. »KaffEEKüche« nannte man hierzulande eine Kantine für die Mitarbeiter einer Grube. Neben der Versorgung mit Speisen und Getränken hatte sie auch die Funktion einer Bierkneipe und eines Tante-Emma-Ladens. Sie ist seit über 60 Jahren im ehemaligen Torhaus mit Walmdach untergebracht. Auch heute kriegt man hier noch die berühmte »Bergmannsportion«: ein Stück Lyoner, ein Weck, Senf und ein Bier. »Glück auf« steht über dem Tresen. Neben anderen Besuchern trifft man hier auch ehemalige Grubenmitarbeiter. Die einzige andere von ehemals 27 ab 1866 eingerichteten KaffEEKüchen, die noch erhalten ist, findet sich in Maybach bei Friedrichsthal. Sie beherbergt heute eine Diskothek.

An Velsen vorbei geht es eine Weile durch den Wald entlang der Grenze, ehe mein Weg rechts entlang von Sandgruben nach Klarenthal führt, einen Ort, in dem es erstaunlicherweise keine einzige Gastwirtschaft mehr gibt. »Klarenthal« klang für mich bislang immer nach einer Kommune, in der das saarländische Leben noch existiert. Der Ort, der

im 17. Jahrhundert durch Glashütten groß geworden war, liegt in einem Tal. Die Hauptstraße führt den Hügel hinunter und jenseits eines zentralen Platzes wieder auf die Höhe, an der sich die Warndtstraße mit der Fenner Straße kreuzt. Dort entdeckte ich einen zweiten Dorfmittelpunkt. Früher gab es hier mindestens drei Gaststätten. Während sich die »Warndtschenke« und das ebenfalls geschlossene griechische Restaurant »Corfu« in historischen Gebäuden befanden, lag der »Klarenthaler Treff« im Erdgeschoss eines schlecht renovierten Altbaus. Der »Treff« teilte sich die Erdgeschossfläche, die wohl ursprünglich für eine Bank oder einen Supermarkt zugeschnitten worden war, mit »Gino's Eck«, einem »Stehcafé« und einem Lokal namens »Mardin«. Jetzt stand das komplette Erdgeschoss leer.

»Dorfkrug«

Bergab weiter in Richtung Krughütte fahrend, fand ich im Klarenthaler Dorfkern nur noch eine sichtbare Reminiszenz an alte Zeiten. Die ehemalige »Ratsschenke« war zu einer Wohnung umgebaut, vor der Schule stand ein Döner-Imbiss namens »Dersim Kebab« und unweit davon auch das verblichene



»Bistro 2000«. Dann fuhr ich wieder den Berg hoch in Richtung Neu-Aschbach.

Sehr imposant steht dort ein großer Bau mit der altdeutschen Aufschrift »Zur Krughütte«. Ein ortsfremder Besucher könnte meinen, dass man in dieser gut sanierten historischen Gastwirtschaft noch ein Bier bekommt. Dem ist nicht so. Ein Nachbar erzählt, dass das Lokal seit mindestens 20 Jahren nicht mehr in Betrieb ist, dass da längst Wohnungen drin sind und dass sich der Haupteingang ursprünglich unter dem Schriftzug befand. Direkt neben dem Haus befindet sich eine Straße namens »Zum Krugbäcker«, die auf die frühere Bedeutung des Ortes verweist: Hier wurden um 1721 Krug- bzw. Kannenbäcker angesiedelt, »um die fette Erde bei der Aspacher Ziegelhütte zu verwerten«, wie der Lokalhistoriker Christian Kneip schrieb. Bergab traf ich auf den »Dorfkrug«, das einzige noch existierende Lokal in der Gegend. Den Namen »Zum Dorfkrug« führen im Saarland vier Lokale, und zwar in Berchweiler, Düppenweiler, Heckendalheim und eben Krughütte. Ein etwas verwunschener Eingang führt zum Biergarten, hinter dem das eigentliche Lokal liegt. Im Fenster hängt ein Poster, das gegen den Ausbau der Windenergie Front macht. Ich setzte mich und bestellte beim Wirt Ewald Raubuch: »Ich nehme 'nen Espresso« – kurze Pause, die mir sagte, dass man auch hier nicht so sophisticated ist: »Kaffee also?« Genau. »Mit Milch und Zucker?« – »Nein, ganz schwarz.« Ich ging zurück zu meinem Biertisch unter Sonnenschirmen und ließ die Szenerie auf mich wirken: Das Gespräch der drei, später fünf Männer vor mir drehte sich erst um Brandschutzmelder, dann um Kebab-Lokale der Umgebung.

Der Wirt und seine Frau waren sehr gesprächig und zuvorkommend. Ich fragte nach dem Essen und bestellte Kartoffelsuppe mit Wiener. »Ich bin ja zur Kneipe gekommen wie die Jungfrau zum Kind«, meinte Frau Raubuch, »und hab mir gesagt, wenn ich mal 'ne Kneipe aufmache, dann muss es da Frikadellen und Rohesser geben. Mindestens.« Die Kartoffelsuppe war etwas salzig, aber ich wurde nach dem ersten Teller gefragt, ob ich einen Nachschlag möchte. Gerne. Eine solche Frage ist ungewöhnlich geworden. Wie auch die Preise: der Rohesser zu 1,50 Euro, die Frikadelle zu 2,50. Für die doppelte Suppe mit zwei Kaffees zahlte ich 9 Euro.

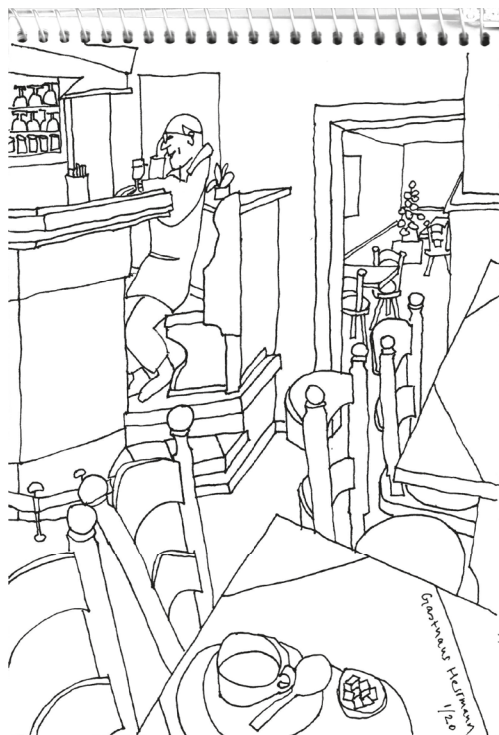
Ein rund 100 Jahre altes Foto und eine Bleistiftzeichnung aus den 1960er-Jahren zeigen Außenansichten des früheren Lokals, andere einen früheren Kolonialwarenladen. Ein beschriftetes Foto zeigt einen Inhaber des Lokals als stolzen Besitzer der Sau »Emma No 1«, die 720 Pfund auf die Waage gebracht haben soll. Es folgten weitere Pächter, wie ich diversen Ausgaben der Stadtteilzeitung entnehme: so ab 2005 Andrea Stoll und Angelika Wendel, etwa ab 2008 Detlef und Marie-Luise und dann seit 2015 Ewald Raubuch. Er zeigte mir eine Kopie der ersten Ausschankgenehmigung vom 25. Mai 1909. Man spürt hier wirklich die 113-jährige Nutzung. Nicht, weil alles etwa abgegriffen oder verstaubt wirken würde – ganz im Gegenteil. Es ist sehr sauber und gepflegt. Es sind die langen Tische und Stühle in den Hinterzimmern, vielleicht auch die altrosafarbenen Tischtücher, die so zeitlos wirken, als hätte es auch in den 1950er-Jahren genau so ausgesehen. Ich war hinten der einzige Gast. Beim Betrachten der alten Fotos konnte ich fast das Stimmengewirr der Gäste hören, wenn hier eine Hochzeit oder Geburtstage gefeiert wurden.

»Zum Turnerheim«

Weiter ging es nach Ottenhausen, wo ich zwei schöne Entdeckungen machte. Zunächst ein Unikum: Ich war baff angesichts der äußeren Erscheinung des Lokals »Zum Turnerheim Ottenhausen«. Und froh, endlich noch mal ein Kneipen-Original zu finden. Eine Gaststätte ohne Vorbild, optisch keinem Standard entsprechend, nichts nachahmend. Und die hat natürlich mit einer Turnhalle zu tun. So erklärte sich auch, weshalb das Gebäude so unverhältnismäßig groß war. Unter den hohen Fenstern der Turnhalle und der Patina des Anstrichs also eine Wirtschaft. Nach einem Brand in der Küche und einer »Eröffnungs- und Halloweenparty« 2019 kündigte der alte Pächter. Die neuen Besitzer sanierten und integrierten sogar ihre Initialen »RB« und »BS« in das alte Wappen des Lokals. Sie stehen für Reiner Beck und Benjamin Segmann. Und dann kam die verordnete Schließung wegen der Corona-Krise. Das Haus besteht seit rund 125 Jahren, sagte mir »RB«. Nahebei war 1910 der Calmelet-Schacht

(auch: Klarenthaler Schacht) in Betrieb gegangen. Es ist anzunehmen, dass bis zu dessen Schließung in den 1980er-Jahren viele Bergleute nach Schichtende im »Turnerheim« eingekehrt sind. 100 Jahre später haben sich RB und BS durch die Krise gerettet, indem sie einen Pizza-Lieferservice einrichteten.

Einen authentischen Schriftzug findet man auch über dem benachbarten »Gasthaus Ludwig Hermann«. Im »Herrmann« fühlte ich mich gleich wohl. Rechts der Theke saß ein betagter Herr bei Bier und Korn. Herrmann heißen die Besitzer wohl schon länger nicht mehr, aber die nachfolgenden Besitzer / Pächter behielten – wegen der alten Schrift – den Namen bei. Im August wird das Lokal 119 Jahre. Seit 2017 ist Rainer Waschbüsch Inhaber des Lokals. Rainer steht in der Küche, seine Frau und der Sohn hinter der Theke. Obwohl sich dieses Lokal als »Schnitzelhaus« präsentiert, bestellte ich mir eine Zwiebelsuppe und begann ein Gespräch mit der Wirtsfrau. Sie zeigte mir verschiedene Belobigungs- und Jubiläums-Urkunden der Bierlieferanten. So verlieh die Becker-Brauerei 1952 den Eheleuten Ludwig Hermann »für 50 Jahre angenehme Geschäftsverbindung« ein »Gedenkblatt«. 2012 gab es eine Urkunde für 110 Jahre Kundentreue.



»Valuta«

Von Ottenhausen geht es bergab nach Gersweiler. Auch hier haben nur diejenigen Kneipen überlebt, die sich zum Restaurant umgewandelt haben. Das 2010 entstandene »Schnabels Restaurant« ist so ein Beispiel. Aber auch die Krughütter Straße steil bergauf fahrend gelange ich zu dem komplett sanierten »Schwanenkönig«. Mit Biergarten, Räumen für Hochzeiten und Konzerte, Parties und Dinnershows ist immer etwas los. Etwas oberhalb liegt das Gasthaus »Zur Turnhalle«. Die Inhaber Ludovic Roffé, der die Turnhalle 2018 vom vorherigen Wirt E. Schnur übernommen hat, sowie Edgar Ries und Stefanie Scholl vom »Schwanenkönig«, die auch Gästezimmer bzw. Ferienwohnungen anbieten, haben verstanden, wie man ein alteingesessenes Bier-Lokal erfolgreich umgestaltet und zu neuem Leben bringt. Gegenüber stand das Hotel »Waldeck«, aus dem später mit dem »Seoul« das erste koreanische Restaurant im Saarland wurde, ehe man hier heute im »El Carnicero« Steaks nach amerikanischer Art essen kann.

Eher eine traditionelle Gastwirtschaft geblieben ist das »Valuta«. Es liegt direkt am Grenzübergang nach Schoeneck. Schon Ende des 19. Jahrhunderts entstand hier in



einem 1864 erbauten Bürgermeisterhaus ein Gasthaus namens »Zur grünen Warte«. Im 20. Jahrhundert wurde es umgebaut und 1979 von Hans Schütz übernommen. Da es sich im Volksmund eingebürgert hatte zu sagen »Wir gehen in die Valuta«, übernahm er diesen. Der Begriff »Valuta« kommt daher, dass hier Zollpapiere ausgestellt und Geld gewechselt wurde. Zu Beginn war es noch ein kleines Restaurant mit 40 Sitzplätzen, heute bietet es nach etlichen An- und Umbauarbeiten Platz für bis zu 120 Personen. Bei schönem Wetter lockt eine sonnige Terrasse, die Besucher kommen aber vor allem wegen der guten deutsch-französischen Küche.

Kneipenloser Ortskern

Wer sich solche Umgestaltungen nicht leisten konnte und dessen Lokal nicht im »besseren« Wohngebiet oben lag, musste sich etwas anderes überlegen. Unten an der Hauptstraße gibt es ein Haus mit heruntergekommenen Fassade: Eine namenlose Kneipe? Da hing nur noch ein großes, älteres Schild »Bitburger Pils«, das nicht mehr dem Corporate Design der sich längst international positionierten Brauerei entspricht. In den Fenstern hingen einige Schilder und Deko-Gegenstände, die zeigten, dass da noch Leben ist. Wer sich hineintraut, entdeckt ein Unikum: einen Getränkehandel in einer ehemaligen Gastwirtschaft. Der Inhaber, Herr Brust (»Brust, wie Busen«, wie er sich vorstellte). Mitte 50, graue Haare und langer Bart, erzählte mir gerne alles zur Geschichte des Hauses. Seit 1963 sei das Haus im Besitz der Familie. Hier befand sich die Gaststätte »Zum Krokodil« (oder einfach »Kroko«). Das Schild über dem rechten Fenster habe er aber entfernt. Ganz oben am Haus, unter dem Dach mit vier Gauben, habe »Deutsches Haus« gestanden. Aber das sei lange her. Vorher sei das Lokal eine Kino-Wirtschaft gewesen (später las ich, dass das Kino seit 60 Jahren geschlossen ist). Die Tür linker Hand des Eingangs, wo er heute Getränkekisten stapelt, führte zum »Krokodil« genannten Kino. Wenn man hinter das Haus geht, kann man noch die Außenwand des Kinosaals sehen. Es sei jedoch nicht im Besitz der Familie. Die Möblierung des Lokals sei noch original, erzählte er, inklusive der gold und silber blinkenden Decke

aus Aluminiumfolie. Seit wann die Gastwirtschaft geschlossen ist, konnte er mir nicht sagen, »sicher seit 10, 15 Jahren«. Und woher stammt der Name? Ei, von dem ausgestopften Krokodil über der ehemaligen Theke. Es sei »gut durchgeräuchert«.

Wir unterhalten uns eine Weile über das Kneipensterben. Alleine hier in der Hauptstraße fanden sich mehrere ehemalige Lokale: Die seit den 1980ern leer stehende »Cuisine« (oder »Bei der Dutzeit«), die überregional für Kleinkunst und Jazzveranstaltungen bekannt war, das »Café Scholtes« (heute ein Kebab-Imbiss), das »Gasthaus Schuler« (heute CDU-Büro), die ebenfalls seit 40 Jahren geschlossene »Gaststätte Dierstein« (heute ein Zahnlabor) und die »Ratsschenke« gegenüber dem Alten Rathaus. Einzig im Rathaus gibt es noch eine Begegnungsstätte, in der kürzlich noch ein »buntes Fasendtreiben« stattfand – aber die im unteren Gersweiler fehlenden Kneipen kann sie nicht ersetzen.

Geht man ein ganzes Jahrhundert zurück, gab es in Gersweiler noch ein halbes Dutzend weiterer Lokale. Bevor die Burbacher Hütte schloss, liefen die Stahlarbeiter vor und nach

der Arbeit über die Brücke und die Hauptstraße hoch nach Gersweiler, kehrten in »ihrer« Stammkneipe ein und tranken ein oder zwei oder drei Bier, ehe es nach Hause ging. Das sei lange her, sagt er etwas traurig. Aber so sei der Gang der Dinge. Es fehle auch Geld für Sanierungen.

Es scheint ein halbes Dutzend Getränkemarkte in Gersweiler zu geben, etwas weiter oben liegt der Abholmarkt »Marotte« – der anders als Herr Brust auch per deutlich sichtbarem Schild wirbt. Aber die Hauptkonkurrenz sei natürlich der Aldi unten, der viel günstiger anbieten kann. Aber da er keine Miete zahlen muss, kann er noch durch seine Stammkunden überleben.

Verwendete Quellen: Gespräche mit Dutzenden ThekerInnen und InhaberInnen, sowie Hilgers, Richard: Kirwebuwe, frische Baguettes und ein verschwundener Zuckerhut, in: Albers, Jürgen / Blaß, Ursula / Bubel, Dirk / Glaser, Harald (Hg.): Saarbrücken zu Fuß, Hamburg 1989, S. 198-210; Scherer, Gertrud / Conrad, Joachim: Gersweiler in alten Ansichten, Band 2, Europäische Bibliothek, Zaltbommel/NL 1989.

saarbrücker hefte *Die saarländische Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft*

Mit einem Abonnement oder einer Spende an die *Saarbrücker Hefte* unterstützen Sie unsere Arbeit und sorgen für Pressevielfalt in der Region!

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., IBAN DE76 5905 0101 0078 1819 14, Sparkasse Saarbrücken, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können.

Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.



Spenden per paypal



Seiji Kimoto, Ausgesetzt, 2020, 127x52x20 cm. Foto: Besch

» Seiji Kimoto – unvergessen

Von Ingeborg Besch

Mit Seiji Kimoto verliert unser Land einen Künstler, der internationale Anerkennung fand in seinem Einsatz für die Menschenrechte auf hohem künstlerischen Niveau. Was die Zerstörungsgewalt des Stärkeren bedeuten kann, hat Seiji Kimoto als 18-Jähriger in Osaka / Japan erfahren müssen. Seine Heimatstadt wurde 1945 in Schutt und Asche gelegt. Zunächst zeugt in seinem Werdegang nichts von dieser Erfahrung. Im Studium der Innenarchitektur, der Zen-Malerei, der Kalligraphie, der Teezeremonie und des Ikebana (lebende Blumen) spiegelt sich die buddhistische Haltung zur Welt und zur menschlichen Existenz als Teil des Ganzen. Seiji Kimoto hat Zeit seines Lebens die Zen-Übungen praktiziert und in Werk und Gesprächen seine Basis in der Philosophie des Daoismus gezeigt. Im Daoismus stehen nicht Widerstand, Kampf, Erfolg auf der Agenda, sondern das »Auf dem Weg sein« in der wertfreien Akzeptanz alles Seienden. Das Ziel, die höchste Erleuchtung, in der sich alle menschlichen Begierden und Qualen in reine Energie transzendieren, mag zwar da sein, aber nicht in einem Leben erreichbar.

Von 1961 bis 1967 verdient Kimoto seinen Lebensunterhalt in Japan als Innenarchitekt. Er besucht 1967 zur Weiterbildung das Goethe-Institut in Staufen im Breisgau und lernt auf dem Flug seine spätere Frau Ursula kennen. Seiji Kimoto verlässt seine Heimat und beginnt ein neues Leben und gründet eine Familie in Deutschland. Ein Leben lang hat Ursula Kimoto die künstlerische Arbeit begleitet und ihr eine Stimme gegeben.

Der aufmerksame, wache, neugierige Geist Kimotos sieht sich mit veränderten Werten und Gewichtungen konfrontiert. Eine lineare Ordnung von unten nach oben gibt es für ihn

auch im Hinblick auf Lebensanschauungen nicht. Das dialektische Denken ist genau so bedeutend wie die aus meditativer Einkehr geborenen Erkenntnisse, die westliche Art, Bilder zu malen, ist mit der östlichen völlig gleichrangig. Seiji Kimoto will lernen. Er besucht die Werkkunstschule Saarbrücken in der Klasse des konstruktiv-konkreten Künstlers Boris Kleint. 1968 ist er Mitbegründer der Gruppe 7, was seinen Willen, sich ins Geschehen zu integrieren, zeigt.

Während Kalligraphie und Zen-Malerei im Lebensalltag erhalten bleiben, entwickelt Kimoto in den 1970er-Jahren seine individuelle Ikonographie. Er zeigt uns in seinem Haus in Wiebelskirchen eine frühe Arbeit, die an einem Brett eine Schlinge aufweist. Aus seiner Jugend gibt es noch ein Foto, auf dem ist Kimoto selbst vor der Arbeit mit der Schlinge um den Hals zu sehen. Er stellt, rund 50 Jahre später, lachend das Foto nach, nur so angedeutet. Oh nein, wehre ich ab. Was so spielerisch daherkommt, ist eine der schwersten Botschaften unserer Existenz überhaupt: Der Tod gehört zum Leben.

In östlicher Erziehung hat Kimoto das Hinnehmen geübt. Im Westen lernt er das Sich-Auflehnen. Wir dürfen niemals aufhören, uns aufzulehnen, Widerstand zu leisten, wo Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Diese Botschaft in beiden Sprachen stets zu wiederholen und beide Sprachen sogar in ein und demselben Kunstwerk zu verbinden, das wird die Basis seiner individuellen Ausdrucksform. So ziehen symbolisch erzählerische Elemente in seine Gestalten ein, wie besagter Strick, die abwehrende Hand, das Üppige und das Ausgemergelte, aneinandergebunden im Thema Macht und Ohnmacht, die menschliche Figur. Es bleiben die von der

Zen-Malerei hergeleiteten Arbeiten, und in der Kalligraphie fügt er den Arbeiten nach der kanonischen Lehre die »spielerischen« Werke hinzu. »Auch die Schnecke erreicht den Fuji-san. Nur langsamer.« In Begleitung japanischer oder chinesischer Schriftbilder kriecht das Abbild der Schnecke. Wie ist es möglich, das Hinnehmen alles Seienden im Guten wie im Bösen als wertneutrale Gegebenheiten unserer Existenz zu akzeptieren und gleichzeitig ein Leben lang im Gestalten, in der Bildsprache treffende, unprätentiöse Mahnmale zu erschaffen, die uns stets in die Sinne bringen, was es zu schützen gilt? Nun – in Konsequenz weiter gedacht, ist das Sich-Auflehnen genauso berechtigt wie das Hinnehmen. Beides schließt sich eben gerade nicht aus!

Seiji Kimotos Lebenswunsch, den unzähligen Menschen, die in KZs geschunden, in Zwangsarbeit ausgebeutet wurden, eine Spur auf der Welt zu hinterlassen, die ihre Würde und Stärke versinnbildlicht, hat er uns allen erfüllt. Als Beispiel seines Schaffens sei auf das Mahnmal am Loiblunnel-Nord in Kärnten / Österreich, verwirklicht 2019, und dessen Zwilling am Loiblunnel-Süd in Slowenien, aufgestellt im Februar 2022, verwiesen. Die überdimensionierte Hand ist als Kontur angelegt, sodass sie gleichzeitig stark und mächtig aufragt, als auch sich mit der Umgebung vereint. Ein mächtiges Zeichen des Aufbegehrens oder die mächtige Hand des Aggressors? Beides? Die ausgemergelte Figur in Schrittstellung, in seitlicher Ansicht wie ein Scherenschnitt aus Stahl, weit überlebensgroß transformiert das geschundene Wesen mit geknicktem Haupt zur Monumentalität: Ein zweites Haupt in Kontur ist stolz erhoben.

Mit der Werkgruppe »Ausgesetzt – Ausgegrenzt« zu den Flüchtlingsopfern der vergangenen Jahre hat Kimoto mit 83 Jahren 2020 bis heute aktuelle Denkmale geschaffen. Ein Hintergrund von zart roten Wellen, aufgetürmte Figuren in Konturzeichnung, die angespülten Leiber und dazwischen in vollem Rot die kleinen Figürchen, die Kinderfiguren. Ein Totenschädel in den Fluten unten tritt erst nach längerem Betrachten in seiner Zartheit hervor. Genau wie die aufragende Hand hinter einer Galgenschlaufe auf der oberen Mittelachse. Mächtig ragt eine starke Gestalt in der linken Bildhälfte empor. Die Zeichen, die er für sich entwickelt

hat, kennen wir nun, die Bildkomposition und die zarten Farbtöne zeigen einen neuen Kimoto. Auch bei seiner letzten Skulptur entsteht aus bekannten Elementen etwas Neues in seinem Werk. Vor einer Figur mit doppeltem Kopf schwebt eine kleine Figur. Schutzlos. Die Doppelfigur dahinter hält die kleine nicht. Ein leuchtend roter Nabel korrespondiert mit einem leuchtend roten Auge. Die Doppelköpfe sind in Profilsicht weggedreht, abgewendet, mit einem Strick zwischen ihren Mündern. Auf Höhe der Schulterpartie deuten drei Wellenbänder möglicherweise das Thema an. Zu Füßen der Gruppe aber ruht ein kugelrunder Kopf mit Fischmaul:

»Und es sind die finstern Zeiten / in der anderen Stadt / Doch es bleibt beim leichten Schreiten / und die Stirn ist glatt / Harte Menschheit, unbewegt / Lang erfrorenem Fischvolk gleich / Doch das Herz bleibt schnell gereget / Und das Lächeln weich« (B. Brecht).

In seinen Arbeiten bleibt Seiji Kimoto mit seinem Lebenswunsch erhalten. Seine Botschaft und seine Sprache werden niemals an Aktualität verlieren, sowohl im Auflehnen als auch im Hinnehmen.



Seiji Kimoto 2012 vor seiner Ausstellung im Forum des Jewish Film Festival in Zagreb/ Kroatien. Foto: Alexander Kimoto



HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH ZUM GEBURTSTAG! EMILE ERCKMANN WIRD 200!

Saarbrücken/Phalsbourg. Emile Erckmann (21. Mai 1822 - 14. März 1899) und Alexandre Chatrian (1826-1890) - zwei Köpfe, zwei Temperamente, und doch ein Autor - sind ein Kuriosum der Literaturgeschichte.

An der Grenze zu Deutschland geboren, waren beide im demokratischen französischen Denken als auch in der deutschen Erzähltradition verwurzelt. Ihre zahlreichen Romane siedelten sie meist im Raum Lothringen-Elsass-Pfalz-Saar an. Ein Gebiet, das wir heute als „Großregion Saar-Lor-Lux“ kennen.

Anlass für einen Kurzfilm bei dem sich die Peter Imandt Gesellschaft/ RLS Saar gemeinsam mit dem gebürtigen Lothringer Alphonse Walter (selbst Autor, Übersetzer und Theatermacher) auf Spurensuche in Emiles Heimatstadt Phalsbourg begaben. Damit erinnern wir an die universellen Werte, die Erckmann's Romanen durchschimmern und noch heute aktuell sind: ein republikanisches Grundgefühl, umfassende Menschenrechte, Bewahrung des Friedens und Ablehnung von jeglichem Antisemitismus.

Film auf unserem Youtube Kanal **Rosalux Saar** oder auf unserer Homepage **www.saar.rosalux.de**

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG
REGIONALBÜRO SAARBRÜCKEN

PETER IMANDT GESELLSCHAFT E.V.
FUTTERSTRASSE 17-19 - 66111 SAARBRÜCKEN - www.saar.rosalux.de

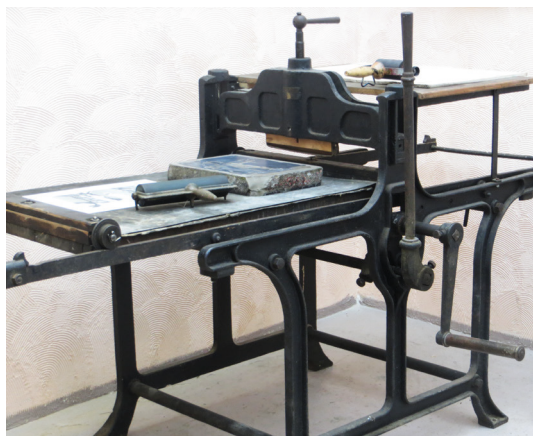
Die schwarze Kunst lebt!

Hochwertige Druckerzeugnisse auf außergewöhnlichen Papieren bekommt Ihr in der BLATTLAUS-Druckerei.

Wir kombinieren moderne Technik mit traditionellem Druckhandwerk.

Ob Buch, Visitenkarte, Plakat oder Grußkarte. Wer etwas Besonderes will, ist bei uns richtig.

BLATTLAUS Druck und Verlag
Ludwigstraße 29 - 66115 Saarbrücken
0681 - 37 21 75
www.blattlausverlag.de



» Ist irgendjemand hier?

»Am I here along alone?«, Tom Hanks in »Cast away« [»Verschollen«]

Von Vera Loos

Mich interessiert das Absurde in der menschlichen Existenz. Ein großes Thema in meinen Arbeiten ist die Fremdheit, die Sinnsuche im scheinbar Sinnlosen. Ich setze mich vornehmlich mit der zunehmenden Vereinzelung des Menschen, mit seiner Geworfenheit auseinander. Meine Figuren begreife ich als metaphysisch Obdachlose, die nicht mehr durch das Gefühl der Gemeinschaft gehalten sind, sondern mehr oder weniger allein den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Es sind Menschen, die von einem anderen Leben träumen, sich mit ein wenig Glück begnügen und sich, noch verstärkt durch die intensive Nutzung sozialer Medien, als Randfiguren des eigenen Lebens empfinden. Es sind die Typen, die Michel Houellebecq in seinen Gedichten beschreibt. »Il marche dans la ville avec un mot secret, C'est vraiment très curieux de voir les autres vivre.«

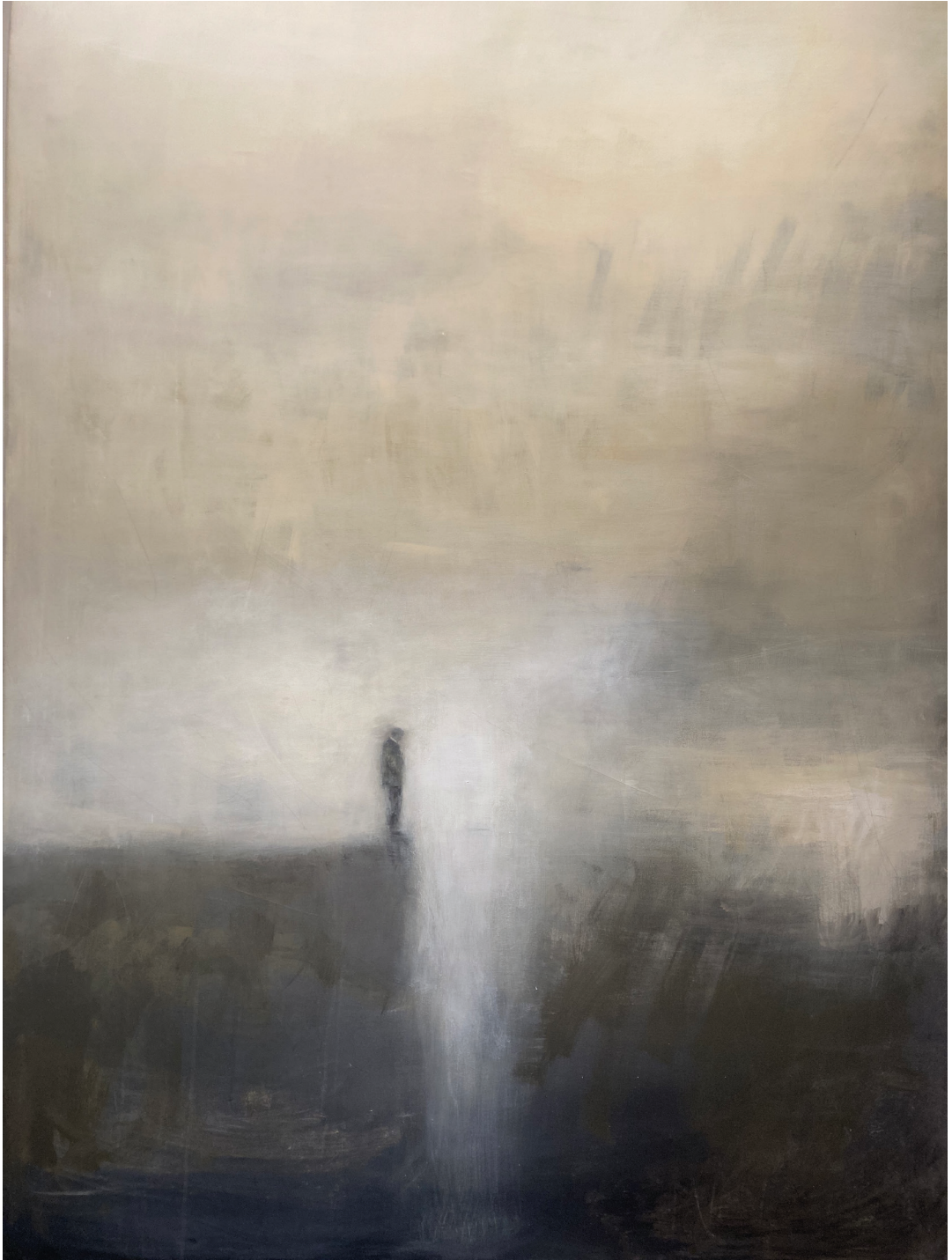
Der Zustand der ständigen Erreichbarkeit verstärkt zusätzlich auf sehr grundlegende Weise die einzigartige Art der Einsamkeit und Kontaktlosigkeit dieses Jahrhunderts. Durch die permanente Beschäftigung mit den technischen Möglichkeiten der Kommunikation berauben wir uns zahlreicher täglicher Interaktionen, die uns ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer größeren Gemeinschaft verleihen könnten. »Thank you, stranger, for your therapeutic smile« ist ein Thema, das sich durch meine Arbeit zieht. Fremde, die auf ihr Smartphone starren, lächeln einander selten zu.

Meine Protagonisten leiden, ertragen jedoch tapfer die oftmals grotesken Zumutungen des Lebens. Es sind wahre Helden, die sich täglich aufs Neue auf die Suche nach dem »Sinn des Kampfes« begeben. Humor ist bekanntlich der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt. Mit Selbstironie und Humor bewaffnet haben wir die Möglichkeit, über uns selbst zu lachen und uns über Frustration, Isolation und Traurigkeit hinwegzusetzen. Das hilft uns, wie der Camus'sche Sisyphus, das Leben zu erdulden, ja unseren Stein sogar zu lieben.

Die Räume, in die ich meine gesichtslosen Figuren, die ich als Archetypen verstehe, komponiere, sind unspezifisch. Sie sind überall und nirgendwo zu finden. Meine Bildtitel, die mir sehr wichtig sind, wähle ich so, dass sie eine gewisse Fragwürdigkeit der Figuren und ihrer Situation implizieren, den Beginn einer Erzählung suggerieren und dem Betrachter eigene Spielräume lassen. Ich schöpfe sie aus der Literatur und der Musik. Sie sind Ausdruck meines Lebensgefühls. Something is happening here but I don't know what it is ... Ein Mann, der nichts zu sagen hat, betrat den Raum ...

Ich wünsche mir, dass meine Bilder im Sinn des israelischen Dramatikers und Philosophen Hanoch Levin, ein Meister des abgründigen Humors in Verbindung mit den existenziellen Fragen nach Sinn, einen regelrechten Strom von Spekulationen über die Situation der Dargestellten auslösen. »Ein Mann steht hinter einer sitzenden Frau. Wer ist dieser Mann? Warum steht er so regungslos? Schmerzen ihm die Beine? Was wird er mit fortschreitendem Alter tun? Menschen altern, was wird aus ihnen? Wie lange wird sie sitzen und ihn hinter sich stehen lassen? Sind sie in eine Spionageaffäre verwickelt? Was verdaut er dort? Nudelsuppe?«

Häufig werde ich gefragt, wieso ich vorwiegend Männer in Anzügen darstelle. In ihren Uniformen, auf die sich der geschäftige Mann groteskerweise weltweit einigt, dienen sie mir als Klischee des modernen Menschen. Ich male den Mann, aber ich meine den Menschen. »Lonely Banker« werden meine Anzugträger mitunter liebevoll genannt. Frauen malerisch auf solch einen einfach darstellbaren äußeren Nenner zu reduzieren, finde ich schwierig. Drei Perlmutterknöpfe, vertikal angeordnet, wären vielleicht eine Möglichkeit gewesen ...



Onkel P. lernt fliegen, 180x120



Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Gehen, 180x120



Die Nichtigkeit seiner Erlebnisse hatte Perzel gehörig geschwächt, 120x100



Elise, 120x100



Die Sahara ist in Wirklichkeit gar nicht so groß, wenn es darauf ankommt, 180x120



Something is happening here, but I don't know what it is, 100x100



Peu à peu, 140x120



Sie beißen nicht in Pelzerhaken, 100x100



Die Heimkehr des Odysseus, 120x100

Hajos Pfortnerloge September 2007

Hajo führt ein privates Telefongespräch. Statt Zivildienst zu tun, sitzen mein Kollege Julian und ich hinter ihm und rauchen. Hajo drückt seine Selbstgedrehte aus. Die Sätze werden knapper, irgendwann ist alles gesagt, und er legt mit Nachdruck auf.

»Assi«, sagt er und befüllt den Zigarettenroller. Schwarzer Krauser und Muskote Zigarettenpapier.

»Schulden verkürzen das Leben. Steht hier.«

Er lacht und zeigt uns das olivgrüne Zigarettenpapierheftchen. Der Sinnspruch steht auf der Innenseite.

»Ich find die klasse. Mein Bruder wird auch nicht alt. Ich wette, der beißt lange vor mir ins Gras. Das sind auch keine normalen Schulden, die der hat, mal das Konto überzogen, sondern so richtige. Der hat da noch nie Grenzen gekannt, ist halt ein Assi. Mein Vater hat mir mal diesen Ferienjob in der Fabrik organisiert, als ich fünfzehn war, noch in Sankt Augustin, der kannte dort den Chef, waren ja auch beide Chemiker. In der Fabrik hab ich dann die ganzen Sommerferien Schichtdienst geschoben, Sechstageswoche für zwei Mark die Stunde. Die Aushilfen waren immer Mittag und Nacht da, nie für die Früh. Und meistens am Wochenende. Ich weiß noch, dass da die Mondlandung war, das war direkt in der ersten Woche und meine erste Schicht sonntags. Die wollte ich unbedingt sehen, aber der einzige Fernseher in der Halle war beim Meister im Büro, und das war abgesperrt, weil der sonntags nicht da war, sondern nur wir Aushilfen und ein paar Facharbeiter. Wir haben uns dann am Band erzählt, wie wir es uns vorstellen, wenn sie aussteigen und wie weit und hoch sie springen können. Mein letzter Dienst war donnerstags die Nacht. Den Scheck für die sechs Wochen hab ich morgens nach Feierabend bekommen und bin direkt zur Bank damit. Ich war der erste Kunde an dem Tag, und die haben nicht schlecht gestaunt. Ich hab mir dreißig Zwanzig-Mark-Scheine geben lassen. Eigentlich wollte ich sechzig Zehner, aber das ging nicht, so viele hatten sie nicht. War mir dann wichtiger, dass sie einheitlich sind. Das hat sich so klasse angefühlt, sag ich euch. In meinem Zimmer hab ich die Scheine dann immer wieder hochgeworfen und auf mich draufregnen lassen. Abends hab ich sie gestapelt und auf den Nachttisch gelegt. Jo, und wisst ihr, was? Das war mein Fehler. Sonntags, als ich aufgewacht bin, waren sie nicht mehr da. Mein Vater hat nichts unternommen, hat mich einfach weggeschickt. Hatte ja auch keine Beweise, dass es mein Bruder war, und der Alte war stinkfaul. Montags war dann wieder Schule.«

Zivi-Büro

November 2007

Content Note: Psychische Erkrankung

Als ich gegen 9 Uhr das Gebäude betrete, steht der Hausmeister an der Pförtnerloge. Hajo ist von dem einseitigen Gespräch sichtlich gelangweilt. Ich winke im Vorbeigehen. Das Telefon klingelt in dem Moment, als ich in meinem Büro im 6. Stock ankomme. Der Ton verrät einen hausinternen Anruf. Auf dem Display steht: DW-0 Pförtner.

»Roman, was ich dir eben eigentlich sagen wollte, als der Schirra mich belagert hat. Die Arcade Fire Platte. Die ist klasse. Vor allem ›My Body is a Cage‹. Wenn du noch eine leere CD hast, kannst du mir dann noch die andere von denen brennen? *My body is a cage, that keeps me from dancing with the one I love, but my mind holds the key.* Das hab ich bestimmt zehn Mal gehört und währenddessen schön, jo, weißt schon. Der Schwindt hört ja mit. Dann hab ich ein Bild gemalt. Ich im Käfig und meine verstorbene Frau nebendran. Wir sind als halb gerauchte Zigaretten dargestellt. Das Stück hat mich aber auch an die Klinik erinnert, die nach der Psychose nach dem Studium. Da hatte ich den Verdacht, dass die Pfleger ein Hochvakuum auf der ganzen Station anlegen wollen, um weniger Arbeit zu haben. Jo, und weißt du, was ich gemacht hab? Ob du es glaubst oder nicht, ich hab die Fenster in meiner Stube kaputt gemacht. Und die Idioten dachten, dass ich suizidal bin. Dann musste ich für zwei Wochen in die Gummizelle, weißt du, damit ich mich nicht umbringe, dabei wollte ich ja das Gegenteil. Ach, und noch was. Vielleicht kannst du mir den Text von ›Advertising Space‹ von Robbie Williams ausdrucken, bevor du noch mal runterkommst?«

Später am Tag. Anruf von DW-0.

»Ja?«

»*But at what point did you realize, everybody loves your life but you? A special agent for the man, through Watergate and Vietnam. No one really gave a damn. Do you think the C.I.A. did?*«

Hajo lacht, dann spricht er weiter: »Ich glaub, das war ein Fehler. Am Ende sind denen die Ideen ausgegangen, der schreibt seine Stücke ja auch nicht selbst. Das war ganz neu, als meine Frau gestorben ist, da ging mir das sehr nah, hab aber immer nur auf die ersten Zeilen geachtet: »*What was in your heart when it stopped going? The whole world shook, a storm was blowing through you.* Wenn es nicht zu viel Arbeit ist, kannst du mir das auch noch mal brennen?«

Hajos Pförtnerloge

Dezember 2007

Hajo sortiert lange nach Feierabend Briefmarken. In einem Katalog informiert er sich über aktuelle Preise und Auktionsergebnisse. Es riecht nach Schwarzem Krauser. Ich komme von einem Seniorentreff, den eine Sozialarbeiterin aus meiner Abteilung monatlich veranstaltet.

»Wie war es?«, fragt er.

»Die Baczynska hat mir eine von ihren Zigaretten angeboten. Seitdem schmecken alle Kippen danach.«

Hajo lacht und weiß: »Ducal Silver. Den Fehler hab ich auch mal gemacht. Also eine anzunehmen, statt meine eigenen zu rauchen. Da saß sie hier nach Feierabend, wie du jetzt. Hat sie manchmal gemacht, hatte ich auch nix dagegen. Jo, und ob du es glaubst oder nicht, die hat sich an mich rangemacht. Und erzählt, warum sie Ducal Silver raucht.«

»Weil der Beamte im Einwanderungsbüro die geraucht hat, als sie nach Deutschland kam.«

»Ich hab da nur zwei Mal dran gezogen, nur den Ersten auf Lunge und dann abbrennen lassen. Hat die, glaub ich, nicht gemerkt, die ist ja immer mit sich selbst beschäftigt.« Hajo zieht an seiner Zigarette, die Aschewurst an der Spitze ist fast so lang wie der Rest davon. Er lacht hustend, die Asche hält.

»Nietzsche hätte wahrscheinlich gesagt: *Das Gute missfällt uns, wenn wir ihm nicht gewachsen sind*. Ich find die ja gar nicht attraktiv, wahrscheinlich bin ich ihr also nicht gewachsen. Und dann hat sie ja auch immer diesen Aschenbecher für die Tasche dabei, den benutzt sie auch, wenn sie drin ist. Ist dir das aufgefallen?«

»Ja.«

»Der steht dann da auf dem Tisch, wenn sie hier sitzt, und stinkt bis hier rüber. Aber, Roman, weißt du, was? Man ärgert sich immer nur über Sachen, die man nicht macht.«

Telefongespräch Juli 2012

Mein Handy klingelt. Unbekannte Nummer.

»Hallo?«

»Hallo, hier ist der Hans-Joachim. Roman, bist du es?«

»Ja! Hajo?«

»Ach, das war ja ein Glückstreffer. Ich dachte, ich suche einfach mal im Telefonbuch nach dir. War mir aber nicht sicher, weil du da als Roman Clemens Eich stehst.«

»Ist mein zweiter Vorname.«

»Dann ist ja gut. Weißt du, ich hatte die ganze Zeit kein Handy mehr, und ein alter Schulfreund hat mir jetzt eins geschenkt. Du wirst nicht glauben, wo ich gelandet bin. Im Altenheim.«

»Echt?«

»Jo, auf dem Winterberg. Hätte ich nicht gedacht, dass mir das passiert. Die ziehen mir die ganze Rente ab. Hundert Euro lassen sie einem. Aber ich sag dir, das ist trotzdem nicht so schlecht hier. Das ist mein Patentamt. Ich verstehe das jetzt. Der hatte damals auch Zeit, sich Gedanken zu machen. Und das Fressen ist ganz gut. Nachmittags bringen sie sogar Kaffeestückchen aufs Zimmer. Kommst du mich mal besuchen?«

»Klar!«

»Ach, klasse. Ich komm hier ja nicht weg. Und mit den Alten hier kann ich nicht so viel anfangen. Es gibt noch ein paar andere Jüngere, aber da ist auch nicht mehr so viel los. Morgen kommen auch endlich meine Bilder, die stehen im Moment noch bei einem Freund. Aber weißt du, was das Problem hier ist? Die lassen mich ums Verrecken nicht auf dem Zimmer rauchen. Aber mache ich abends trotzdem. Ich stopfe ja nur noch, das ist einfacher. Und Stopftabak ist billiger.«

Hajos Zimmer

Januar 2015

»Ja, herein!«

Ich öffne die Tür zu dem L-förmigen Raum. Hajo sitzt rechts um die Ecke an seinem Tisch, es riecht nach kaltem Rauch. Er hat umgeräumt. Seine Gemälde hängen nun die Wand entlang bis über das Krankenbett: Stillleben von Kannen und Obst, meist bizarr verzerrt, Landschaften, keine Menschen, höchstens metaphorische wie auf dem Käfigmotiv. Eines zeigt eine Wüste, doch statt Kakteen oder Josuabäumen zieren Zigaretten die Landschaft. Manche sind im Sand ausgedrückt, andere qualmen noch.

»Was macht meine Biografie?«, fragt er.

»Du musst erst sterben, dass die sich verkauft.«

Er lacht: »Unkraut vergeht ja leider nicht.«

Ich stelle eine Dose Stopftabak und Leerhülsen auf den Tisch und setze mich.

»Oh, klasse! Danke! Hier ist was für meine Biografie.«

Er gibt mir ein Blatt, auf dem handschriftlich mathematische Formeln geschrieben stehen.

»Ich sag dir: Patentamt! Kannst du vielleicht mal deinen Kumpel draufgucken lassen? Der Physik studiert? Ich glaub, ich bin da was auf der Spur.«

Ich fotografiere das Blatt ab.

»Roman, übrigens! Ich habe recht behalten! Mein Bruder hat ins Gras gebissen!«

Hajo lacht. Ich bekunde trotzdem mein Beileid.

»Jo, und weißte was? Seitdem hab ich nur noch Stress. Bin ja der letzte Alt. Jetzt muss ich vom Altenheim aus eine ganze Familie abwickeln. Und meinen Betreuer erreiche ich so gut wie nicht, aber das ist auch ein Assi. Der ist Betreuer von zwanzig Leuten und zieht sich so die Pauschalen ab, die er für jeden bekommt. Aber kümmern tut der sich nicht. Jetzt hab ich jedenfalls den ganzen Scheiß geerbt, den ich sowieso nicht behalten darf. Aber waren wahrscheinlich eh nur Schulden.«

Telefongespräch

Dezember 2018

Als ich Hajos Nummer wählte, wusste ich, was passieren würde: Mailbox. Wie immer in den letzten Tagen.

Wir hatten ein paar Monate lang nicht gesprochen, und ich begann, mir Sorgen zu machen. Also suchte ich die Nummer des Altenheims raus und war froh, als der Pfleger das Telefon in Hajos Zimmer brachte.

»Ja, Alt am Apparat?«

»Hallo, Hajo, Roman hier.«

»Roman? Tatsächlich?«

»Tatsächlich!«

»Das erleichtert mich aber. Ob du es glaubst oder nicht, ich dachte, du wärest verstorben.«

»Ich bin noch da.«

»Ich hatte ein ganz schlechtes Gefühl. Mir haben die Assis hier das Handy geklaut, und deshalb hab ich deine Nummer verloren. Und als ich dann im Telefonbuch nach dir gesucht hab, warst du verschwunden.«

»Tut mir leid, ich hatte die löschen lassen.«

»Das ist normalerweise ein ganz schlechtes Zeichen, wenn Menschen aus dem Telefonbuch verschwinden. Aber dann war das ja zum Glück falscher Alarm. Sag mal, kommst du mich mal wieder besuchen?«

»Deshalb rufe ich an.«

»Klasse, da freue ich mich. Sag mal, hast du vielleicht dreißig Euro übrig? Die würde ich dann abstottern.«

»Soll ich Tabak mitbringen?«

»Weißt du, Roman, ich hätte so gerne eine Pfeife. Es gibt diesen Tabak mit Rumaroma, der ist klasse, vielleicht kannst du mir eine Pfeife und zwei Päckchen von dem Tabak mitbringen? Ich weiß nicht mehr, wie der heißt, aber die im Jösch, die wissen das. Stopfen bekomme ich nicht mehr so gut hin und alte Kippen aufsammeln geht ins Kreuz.«

Wir verabredeten uns für den übernächsten Tag. Im Altenheim teilte mir eine Pflegerin mit, dass Hajo wegen einer Routineuntersuchung ins Krankenhaus eingewiesen werden musste, zur Beobachtung müsse er noch ein paar Tage dort bleiben. Sie versicherte mir, dass Herr Alt mein Geschenk sofort nach seiner Rückkehr überreicht bekommen und er sich bestimmt sehr darüber freuen würde. Ob ich vielleicht noch eine Notiz dazu dalassen wolle?

Statt ihn im Krankenhaus nebenan zu besuchen, schrieb ich also eine Notiz auf ein rosa Post-it. Ich wünschte ihm frohe Weihnachten und kündigte einen Besuch im neuen Jahr an.

» Autorinnen und Autoren

Isabelle Bastuck, geb. 1994, Studium der Germanistik, Philosophie sowie Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft.

Ingeborg Besch studierte an der Universität des Saarlandes und promovierte über Wassily Kandinsky bei Prof. Dr. Lorenz Dittmann. Nach dreijähriger Ausbildung in der Galerie Schlichtenmaier, Stuttgart, gründete sie die Galerie Besch in Saarbrücken und 2019 die Galerie in der Alten Lateinschule in Illingen. Sie kuratierte Großprojekte wie den Kunstpreis Robert Schuman. Mit Inventarisierungen der Künstler August Clüsserath, Walter Bernstein, Hans Schröder und Horst Hübsch engagiert sie sich für die Pflege saarländischen Kulturgutes.

Jonas Boos lebt und arbeitet in Saarbrücken. Studium der Volkswirtschaftslehre (Diplom) an der Universität Trier.

Carsten Diez, geb. 1965, Architekt, betreibt zusammen mit Igor Torres in Saarbrücken das Architekturbüro baubar urbanlaboratorium. Architekten BDA.

Roman Eich, geb. 1988 in Völklingen. Studierte Medienkunst an der HBK Saar und aktuell Literarisches Schreiben in Hildesheim. Er schreibt Drama und Prosa. Website: www.romaneich.de, Instagram: [weird_pigeon_man](https://www.instagram.com/weird_pigeon_man).

Hans-Joachim Hoffmann, geb. 1951, Studium der Germanistik und Geschichte an der Uni Saarbrücken. Gymnasiallehrer in Landstuhl (1980–2000) und Ottweiler (2000–2017). Publikationen und Vorträge zu Ottweiler Pfarrer Johann Anton Joseph Hansen (1801–1875), Geschichte der jüdischen Gemeinde Ottweiler, Biographien der Ottweiler jüdischen Familie Samuel Levy und Jakob Coblenz, Geschichte des Landkreises Ottweiler/Neunkirchen etc. In Vorbereitung: Biographien der politisch Verfolgten und der Euthanasie-Opfer aus Ottweiler.

Sadija Kavgić, Journalistin und Übersetzerin. Geboren in Tuzla, Jugoslawien. Infolge

der Belagerung von Sarajevo 1992 bis 1996 kam sie nach Deutschland. Publiziert in Deutschland und Bosnien und Herzegowina. Lebt in Saarbrücken.

Dennis Kundrus, lebt in Saarbrücken und arbeitet als Projektleiter im politischen Bildungsbereich. Er schließt gerade seinen Master in Geschichtswissenschaften ab. Seine Schwerpunkte sind Erinnerungs- und Geschichtspolitik sowie die Geschichte der Arbeiterbewegung und des Faschismus.

Uwe Loebens, geb. 1958 in Völklingen, Künstler und Journalist mit Schwerpunkt Kultur.

Frederik Moser ist Diplom-Betriebswirt (Universität des Saarlandes). Er lebt und arbeitet in Saarbrücken.

Vera Loos, geb. 1955 in Saarlouis. Studium der Angewandten Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte an der Universität des Saarlandes. Arbeitet als Bildende Künstlerin und Literaturübersetzerin in Saarbrücken. Mitglied im Vorstand des BBK Saarland, im Vorstand des Kulturvereins Burbach, im Saarländischen Künstlerhaus, in der Kunstkommision der Stadt Saarbrücken und im Kunstrat des Saarlandes.

Ekkehart Schmidt, geb. 1964, Volkswirt und Journalist, aufgewachsen in Teheran und Köln, seit 1994 im Saarland, bis 2008 wissenschaftlicher Angestellter für Migrationsfragen beim isoplan Institut, seitdem beim Verein etika in Luxemburg in der nachhaltigen Finanz tätig.

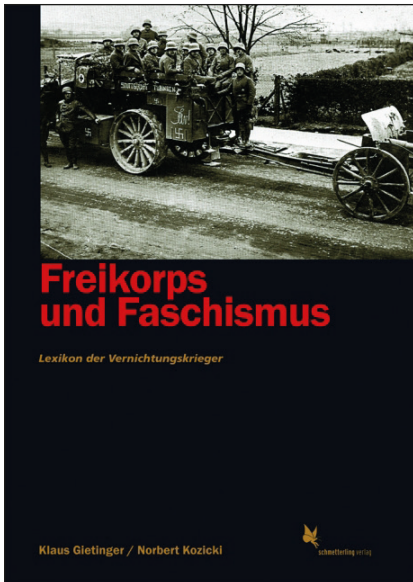
Simon Ohliger war von 2015 bis 2022 Teil des LandessprecherInnenrates der Linksjugend [solid] im Saarland. Er studiert Politik und Öffentliches Recht an der Universität Trier.

Laura Weidig, geb. 1984 in Saarbrücken, Studium der Germanistik (B.A.), der historischen Anthropologie sowie der Kultur- und Mediengeschichte.

Neue Bücher unserer AutorInnen



Hans-Joachim Hoffmann, Verwirrende Wege – Ottweiler 1918/19–1956. Entstehung, Zerschlagung und Neuaufbau demokratischer Strukturen, [Ottweiler] 2021, 602 Seiten, 29,80 EUR, ISBN 978-3-00-067119-7.



Klaus Gietinger, Norbert Kozicki, Freikorps und Faschismus – Lexikon der Vernichtungskrieger, Schmetterling Verlag Stuttgart, 2022, 440 Seiten, 24,80 EUR, ISBN 3-89657-044-7.



Stefan Ripplinger, Der Schirm – Einsamkeit als Auseinandersetzung, zero sharp, Berlin, 2022, 124 Seiten, 12 EUR, ISBN 978-3-945421-12-3.

**In Krisenzeiten brauchst du
eine starke Gewerkschaft.**
Gemeinsam sind wir stark!



Werde Mitglied!





saarbrueckerhefte.de

ISSN 0036-2115
ISBN 978-3-945996-52-2

